Der Fall Wilde und das Problem der






SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV. ANG.
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Germany

Der Fall Wilde

und

das Problem der Homosexualität.

Ein Prozeß und ein Interview

von

Os. Sero.

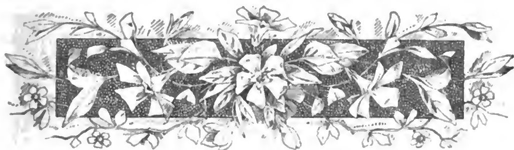
Zweite Auflage.



Leipzig.
Verlag von Max Spohr.
1901.

Inhaltsverzeichnis.





Vorwort.

Das wissenschaftliche und allgemein menschliche Interesse größerer Kreise der Gebildeten hat sich auch in Deutschland in den letzten Jahren den Problemen des sexuellen Lebens in höherem Maaße zugewandt als vordem. Die falsche Scheu, welche heimlich lacht, weicht mehr einem ernsten Zusehen, das oft weinen, öfter zürnen muß.

In das Wirrnis überkommener Irrtümer und bewußter Heuchelei leuchtet dann jezuweilen wie ein schneller Blitzstrahl die Katastrophe irgend eines individuellen Lebens hinein. Eine solche ist es im Frühjahr 1895 gewesen, welche den gefeierten Londoner Theaterdichter Oskar Wilde traf.

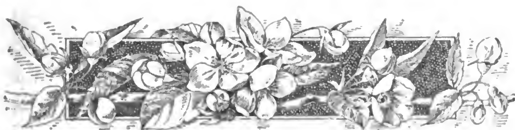
Wir können nicht für, nicht wider Partei nehmen. Aber ein objektives Bild jenes denkwürdigen Prozesses möchten wir dem deutschen Publikum in dieser kleinen Schrift bieten; vielleicht, daß dann so mancher ein richtigeres Urteil gewinnt, und mancher ein wichtiges Problem verstehen lernt, von dessen Wesen, ja von dessen Existenz viele keine

Ahnung haben, obzwahr sie es im täglichen Leben, ohne es zu wissen, praktisch oft genug lösen müssen.

Ueber die Erscheinung der Homosexualität ein gewisses Licht zu gießen und den Fall Wilde damit erst recht zum Verständnis zu bringen, das ist der Zweck des Interviews, welchem sich ein Gelehrter, der nicht genannt sein will, geliehen hat, und welches der Leser diesem Schriftchen angefügt findet. Es ist freilich nur für denkende Leser!

Der Verfasser.





Erster Teil.

Die Vorgeschichte des Prozesses Wilde.

Der Schriftsteller Oskar Wilde, der seit den neunziger Jahren in London eine Tagesberühmtheit war, stand in einem intimen Freundschaftsverhältnisse zu Lord Alfred Douglas, dem Sohn des Marquis von Queensberry. Der Letztere hatte noch einen älteren Sohn, der ebenfalls mit Wilde, wenn auch weniger eng, befreundet, die Marquise war es ebenfalls.

Das Verhältnis des Marquis zu seiner Frau und seinen Söhnen war ein schlechtes, zumal zu Alfred, und der Vater schrieb die Schuld zum Teil dem Einfluß Wilde's auf seinen Sohn zu.

Oskar Wilde stand in London seit langem in dem Rufe in seiner Liebe sich nicht ausschließlich auf seine Frau zu beschränken, er wurde in zahlreichen Restaurants und Hôtels in Gesellschaft von jungen Leuten oft geringen Standes gesehen. Auch stand er in Beziehung zu einem gewissen Alfred Taylor, dessen Haus eine Vermittelungsstätte für Leute sein sollte, welche homosexuellen Neigungen huldigten.

Man erinnert sich, daß vor mehreren Jahren in der ganzen europäischen Presse von einem Haus die Rede war, worin namentlich die jungen Londoner Depeschenträger der Telegraphenbüreaus viel verkehrten. Boulanger, als er in London war, besuchte das Haus, eine noch höher gestellte Persönlichkeit soll mit dort gewesen sein. Daß in London reiche Gelegenheit zur Befriedigung homosexueller Neigungen ist, daß dieselben auch in ausgedehntem Maße wahrgenommen worden, unterliegt keinem Zweifel.

Lord Queensberry suchte nun einen Bruch zwischen seinem Sohn und Oskar Wilde zu provozieren. Er war in der Wahl seiner Mittel hierbei nicht wählerisch und scheute keinen Skandal. Nach mehreren vergeblichen Versuchen schrieb er eine Visitenkarte an Oskar Wilde, eine offene Karte, welche die schwersten Beleidigungen enthielt, und ließ dieselbe Wilde durch den Portier des Albemarle-Klubs übergeben, dem beide angehörten.

Die Sache war also öffentlich, Wilde konnte nicht anders, als auf die Beschimpfung zu reagieren, wenn er sich nicht als ehrlos behandeln lassen und künftig unmöglich sein sollte. Er verklagte also den Marquis auf Ehrenbeleidigung.

Alle übrigen Einzelheiten ergeben sich aus den Prozeßverhandlungen.





I.

Prozeß gegen Marquis von Queensberry.

Verhandlung vom 3. April 1895.

Marquis of Queensberry ist angeklagt, Mr. Oskar Wilde durch eine an ihn adressierte Karte beleidigt zu haben. Eröffnung der Verhandlung: Sir Clarke's Rede

Der Beschuldigte erklärt sich nach Verlesung der Anklage durch den Gerichtsschreiber (Clerk of the Arraigns) für nichtschuldig, er will den Beweis der Wahrheit führen und habe im öffentlichen Interesse gehandelt.

Sir Edward Clarke (Vertreter Wilde's) führt aus, daß über den beleidigenden Charakter der Karte nach Inhalt und begleitenden Umständen kein Zweifel obwalten könne. Doch liege hier der Schwerpunkt darin, daß die Behauptungen gegen Herrn Wilde wahr sein sollten. Es handle sich in dieser Hinsicht namentlich um einen Brief, den Wilde an seinen Freund Lord Alfred Douglas geschrieben, diesen habe Mr. Wilde als eine Art Sonett in Prosa bezeichnet. Er halte in der Hand ein Exemplar einer Veröffentlichung aus dem J. 1893, betitelt „Die Geisterlampe", eine ästhetisch-litterarisch-kritische Zeitschrift, in dieser finde sich ein von Pierre Louys unterzeichnetes französisches Sonett, das nichts anderes als eine poetische Paraphrase jenes Briefes von Wilde sei. Folgendes der Wortlaut des Briefes:

Der Liebesbrief.

„Mein einziger Junge! Dein Sonett ist ganz reizend und es ist wunderbar, daß Deine roten Rosenlippen nicht minder zur Musik des Liedes sollten geschaffen sein wie zur Leidenschaft des Kusses, Deine leichte goldige Seele schwebt zwischen der Trunkenheit der Leidenschaft und der der Dichtung. Ich denke, Hyacinthus, welchen Apoll so wahnsinnig liebte in den Tagen Griechenlands, warest Du. Warum bist Du allein in London und wann gehst Du nach Salisbury? Gehe hin, und kühle Deine Hände in dem grauen Zwielicht gotischer Altertümer und komme hierher wann immer Du magst. Es ist ein lieblicher Platz — nur Du fehlst. Aber geh' nur erst nach Salisbury. Immer, mit nie ersterbender Liebe der Deinige! Oskar."

Die Worte dieses Briefes erscheinen extravagant — für die, welche gewohnt sind, nur Geschäftsbriefe zu schreiben oder im Alltagstone. Aber das ist eben ein Prosasonett, die Antwort auf eine Dichtung, die ihm von Lord Douglas gesandt worden, und meines Erachtens bietet der Brief gar keine Veranlassung zu den bösartigen Unterstellungen, zu denen er geführt hat.

Der Obmann der Jury fragt nach dem Datum des Briefs.

Sir Clarke: Vermutlich im Dezember 1892.

Wilde's verdächtigte litterarische Werke.

Er erzählt hierauf die heftigen Scenen, welche zwischen Wilde und dem Marquis vorgekommen, so daß ersterer dem letztern sein Haus verbot; ferner habe der Marquis vergebens versucht, die Vorstellung im St. James-Theater zu stören, wo Wilde's Stück „The Importance of Being Earnest" aufgeführt wurde. Darauf erzählt er den Vorgang im Albemarle-Klub. Ganz sonderbar aber seien folgende zwei Anführungen der Gegenpartei. Mr. Wilde habe im Juli 1892 herausgegeben oder herausgeben lassen ein angeblich unmoralisches, unanständiges Werk erzählender Gattung „The Picture of Dorian Grey", das die Beziehungen, Heimlichkeiten und Gefühle gewisser lasterhafter Personen schildern

solle, und dann sei im Dezember 1894 die Nummer 1 einer Zeitschrift „The Chamaleon“ erschienen, zu dem er einen Beitrag geliefert unter dem Titel: „Aussprüche und Philosopheme zum Gebrauche für die Jugend“ (Phrases and Philosophies for the Use of the Young); die darin niedergelegten Maximen seien unmoralisch. Das ist aber nicht der Fall, es sind wohl auf den ersten drei Seiten einige ungewöhnliche epigrammatische Aussprüche in witziger, glänzender Form, die vielleicht im Dialog eines Stückes, wie „Die Nutzlosigkeit der Frau“ (The Woman of no Importance) einen besondern Effekt machen würden; aber irgend etwas dem moralischen Charakter des Mr. Wilde Nachteiliges lasse sich auch aus nicht einer einzigen bestimmten Stelle schlußfolgern. Für den Rest dieser Zeitschrift, die übrigens nur in 100 Exemplaren abgezogen worden, könne aber Wilde nicht verantwortlich gemacht werden, sie sei von einem jungen Gelehrten in Oxford herausgegeben, und als Mr. Wilde den weiter darin enthaltenen Beitrag „Der Priester und der Neuling“ (The Priest and the Acolyte) gesehen, habe er diesen sogleich für ein nichtlitteraturwürdiges Opus erklärt; auch sei auf Wilde's Veranlassung die Zeitschrift zurückgezogen worden. Was ferner den Band „Das Bild des Dorian Grey“ angehe, so könne der ja seit fünf Jahren in jedem Buchladen gekauft werden. Die Geschichte handele von einem jungen Mann aus vornehmem Stand, reich und von großer Schönheit, dessen Freund sein Porträt malt. Dorian Grey drückt den seltsamen Wunsch aus, daß er immer bleiben möchte wie auf dem Bilde, in der unzerstörten physischen Schönheit der Jugend, während das Gemälde mit den Jahren altern solle. Sein Wunsch wird gewährt, er merkt bald, daß auf dem Bilde und nicht auf seinem eigenen Antlitz die Scharten der Kümmernis und Ausschweifung sich eingraben. Zuletzt durchsticht er das Bild und fällt tot hin: das Bild ist in ursprünglicher Schönheit wiederhergestellt, indessen seine Freunde den Körper eines ab-

schreckend häßlichen, beinah unkenntlichen alten Mannes auf dem Boden liegen finden. In dieser ganzen Erzählung sei nicht eine anstößige Stelle.

Hierauf folgt Beweisaufnahme.

Erster Zeuge ist

Sidney Wright, Portier im Albemarle-Klub, der über die beleidigende Karte aussagt. Darauf Vernehmung Oskar Wilde's, der angiebt, er sei der Sohn des Wundarztes Sir William Wilde in Dublin, habe im Trinity-College daselbst, wo er die goldene Medaille im Griechischen erlangte und im Magdelen-College in Oxford, wo er verschiedene Preise erwarb, studiert, 1878 seinen Grad genommen und sich dann der Litteratur gewidmet. Er sei jetzt 39 Jahr alt. 1882 veröffentlichte er einen Band Gedichte, schrieb dann Essays und wandte sich zuletzt der dramatischen Litteratur zu. Er schrieb „Lady Windermere's Fächer", „Eine unwichtige Frau" (A Woman of no Importance), „Es kommt drauf an, ernst zu sein" (The Importance of being Earnest) und „Der ideale Ehemann". Das war zwischen Februar 1892 und Februar 1895, alle Stücke gingen mit Erfolg über die Bühne. Außerdem schrieb er noch zwei nicht aufgeführte englische und ein französisches Stück „Salome", welches Sahra Bernhardt aufführen lassen wollte. Im Jahre 1884 hatte er sich mit Miß Lloyd verheiratet, er hatte zwei Söhne im Alter von zehn und neun Jahren. Im Jahre 1891 machte er die Bekanntschaft von Lord Alfred Douglas, durch Vermittlung von Lady Queensberry, in deren Hause zu Wokingham und Salisbury er oft Gast war. Er war auch befreundet mit Lord Alfreds Brüdern Lord Douglas of Hawick und Lord Drumlarnig, welch letzterer verstorben.

Wilde's Personalien.

Auf Befragen bekundet Wilde weiter, daß er mit Lord Alfred Douglas öfter diniert, in seiner Wohnung in Titestreet, im Albemarle-Klub, dessen Mitglied er wie auch seine Gemahlin waren, ferner bei Cromer, Goring, Worthing und Torquay.

Eines Tages im November 1892 war er mit Lord Douglas beim Lunch im Café Royal, in Regent Street, als des letztern Vater, Lord Queensberry, sich zu ihnen gesellte. Von dieser Zeit ab bis zum März 1894 kam er mit ihm nicht wieder zusammen.

Wilde und der Erpresser Wood.

Im Jahre 1893 wurde Wilde bekannt, daß ein gewisser Wood in den Besitz von Briefen gekommen, welche er an Lord Douglas geschrieben. Wood hatte sie in einem Anzug gefunden, welchen ihm der Lord geschenkt. Es fand eine Zusammenkunft zwischen Wilde und Wood bei Taylor statt. Wilde erklärte, er halte die Briefe nicht für wichtig. Wood meinte, es seien ihm die Briefe von einem gewissen Allen vorher gestohlen worden, er habe von diesem gehört, daß derselbe sie zu Erpressungsversuchen bei Wilde benutzen wolle, deshalb habe er einen Detektiv angenommen, sie auch wieder bekommen, fürchte aber die Rache der Leute. Er bat deshalb Wilde, ihm Geld zur Auswanderung nach Amerika zu geben. Wilde gab ihm 15 Pfd. Sterl. und behielt die Briefe.

Am 23 April 1893 kam dann der vorerwähnte Allen zu Wilde mit einer Kopie des Briefes. Das Gespräch zwischen den beiden verlief nach Wilde's Aussage etwa folgendermaßen:

W. Sie kommen wegen meines ästhetischen Briefes an Lord Douglas? Wären Sie nicht so einfältig gewesen, eine Kopie Herrn Tree zu geben, so würde ich Ihnen gern eine hübsche Summe dafür bezahlt haben, da ich ihn für ein Kunstwerk halte.

A. Ein sehr merkwürdiges Gebäude von Schlüssen könnte man auf Ihren Brief bauen, Mr. Wilde.

W. Die Kunst ist der Gesellschaftsklasse der Verbrecher selten verständlich.

A. Jemand hat mir 60 Pfd. Sterl. für den Brief geboten.

W. Dann gebe ich Ihnen den Rat, zu ihm zu gehen und den Brief für 60 Pfd. Sterl. zu verkaufen.

A. Der Mann ist zur Zeit nicht in London.

W. Dann warten Sie, bis er wiederkommt. Von mir wird er nicht einen Pfennig wiederbekommen.

Darauf wurde Allen kleinlaut, er sei ein armer Teufel, bitte um Droschkengeld. Wilde schenkte ihm darauf einen halben Sovereign. Er ging weg.

Etwa 5 Minuten später kam ein gewisser Clyburn, der den fraglichen Brief überbrachte, er sei von Allen geschickt. Wilde sah, daß der Brief beschmutzt war und sagte zu Clyburn: Ich finde es unverzeihlich, daß ein Originalmanuskript von mir nicht besser in Obacht genommen wird. Wilde gab ihm ebenfalls einen halben Sovereign.

Wilde's Konflikt mit Marquis Queensberry.

Im December 1893 ging Lord Douglas nach Cairo, nach seiner Rückkehr war er wieder mit Wilde im Café Royal beim Lunch, Marquis Queensberry war zugegen. Erst einige Zeit nachher machte derselbe gewisse Bemerkungen gegen Wilde.

Ende Juni 1894, bekundete Wilde weiter, fand in seiner Wohnung, 16 Titestreet, eine Unterredung zwischen ihm und dem Marquis statt. Sie verlief wie folgt:

Marquis. Setzen Sie sich.

Wilde. Ich verbitte mir eine solche Sprechweise in meinem Hause. Ich vermute, Sie kommen sich zu entschuldigen wegen der Behauptung, welche Sie betreffs meiner und meiner Frau machten und wegen des Briefes an Ihren Sohn. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Sie jeden Tag wegen Beleidigung gerichtlich belangen kann (criminal libel).

M. Der Brief war in Wahrnehmung berechtigter Interessen (privileged), er war an meinen Sohn.

W. Wie können Sie so etwas über mich und Ihren Sohn behaupten.

M. Sie wurden beide aus dem Savoy-Hôtel — hinausgeworfen, anders kann man das nicht nennen, wegen Ihres ekelhaften Betragens.

W. Das ist eine Lüge.

M. Sie haben für ihn möblierte Zimmer in Piccadilly gemietet.

W. Man hat Ihnen eine alberne Lüge aufgebunden, ich habe nichts derart gethan.

M. Ich höre, Sie wurden wegen eines abscheulichen Briefes, den Sie an meinen Sohn schrieben, vorm Jahre gebrandschatzt.

W. Der Brief war schön, und ich schreibe nicht, ausgenommen zum Publizieren. Lord Queensberry, klagen Sie Ihren Sohn und mich wirklich im Ernste strafbarer Handlungen an?

M. Ich will nicht sagen, daß Sie's sind, aber Sie scheinen es . . . und Sie posieren dafür, was eben so schlimm ist. Wenn ich Sie und meinen Sohn wieder in einem öffentlichen Restaurant zusammentreffe, werde ich Sie durchprügeln.

W. Ich weiß nicht, was die Queensberrys in einem solchen Falle thun, die Wildes schießen ihren Gegner nieder. Ich ersuche Sie, mich zu verlassen.

M. Ich gehe nicht. Es ist ein Skandal für ganz London.

W. Wenn's einer ist, so sind Sie dran schuld, niemand anders. Die Briefe, die Sie über mich geschrieben haben, sind gemein, und Sie wollen Ihren Sohn bloß durch mich zu Grunde richten. Nun werden Sie wohl genug haben. Gehen Sie, ich mag kein Vieh wie Sie im Hause haben.

Darauf ging Wilde nach dem Vorsaal, gefolgt von dem Marquis und einem andern Herrn, der der ganzen Unterredung beigewohnt, und sagte zu seinem Diener: „Das ist der Marquis von Queensberry, das gemeinste Vieh (most infamous brute) in London. Lassen Sie ihn nie wieder herein, und sollte er es dennoch versuchen, schicken Sie nach der Polizei.“

Darauf verließ der Marquis mit seinem Begleiter schimpfend das Haus.

Auf ferneres Befragen bekundet Wilde Folgendes:

Am 14. Februar 1895 wurde sein Stück „The Importance of Being Earnest“ mit großem Erfolg im St. James-Theater aufgeführt. Der Marquis von Queensberry machte den Versuch, während der Vorstellung einen Skandal zu provozieren und hatte zu dem Ende schon faule Aepfel und ähnliches Gemüse in Bereitschaft; die Polizei verhinderte es jedoch. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris ging Wilde am 28. Februar das erste Mal wieder in den Albemarle-Klub. Hier wurde ihm vom Portier die beleidigende Visitenkarte überreicht. Er ging darauf zu seinem Advokaten (Solicitor), am 2. März wurde ein Haftbefehl gegen den Marquis erlassen und ausgeführt.

Hierauf beginnt das Kreuzverhör durch den Anwalt des Beklagten, Mr. Carson.

Wilde's Verhältnis zu Lord Alfred.

Carson. Sie geben ihr Alter auf neunundbreißig an, Sie sind aber 1854 geboren.

Wilde. Also dann vierzig.

C. Wissen Sie, wie alt Lord Alfred ist?

W. Ungefähr vierundzwanzig, und er war zwanzig bis einundzwanzig, als ich ihn zuerst kennen lernte. Bis zum 3. April 1894 war des Marquis Benehmen ein freundliches, erst nach der angegebenen Unterredung wußte ich, daß er meinen Verkehr mit seinem Sohn nicht mochte. Derselbe hat aber bis zum heutigen Tage fortgedauert.

C. Sie sind mit ihm an vielen Orten gewesen, in Oxford, Brighton, Worthing?

W. Ja.

C. Haben Sie Zimmer für ihn gemiethet?

W. Nein.

C. Waren Sie in verschiedenen Hôtels mit ihm?

W. Ja, in Albemarle Street, Doverstreet, und in Savoy.

C. Haben Sie für sich außer Ihrer Wohnung in Titestreet noch Zimmer gemietet?

W. Ja, 10 und 11 St. James Place von Oktober 1893 bis März 1894. Lord Douglas hat in diesen Zimmern geweilt, da sie nicht weit von Piccadilly waren. Ich bin mit ihm auswärts gewesen, noch kürzlich in Monte Carlo. Was nun meine Beiträge zum „Chameleon" angeht, so schrieb ich diese nicht in der Zeit, auch Lord Douglas hat die seinigen als Undergraduate in Oxford geschrieben.

C. Hat er Ihnen die Beiträge gezeigt?

Die Litteratur im Inquisitionsverhör.

W. Ich sah zwei schöne Gedichte von ihm, „Lob der Scham" (Praise of Shame) und „Die beiden Liebenden" (The two Loves).

C. Die beiden Liebenden sind zwei Knaben?

W. Ja.

C. Einer bezeichnet seine Liebe als wahre Liebe und des anderen Knaben Liebe als Scham?

W. Ja. Citieren Sie aus dem Gedicht?

C. (citiert einige Linien, deren letzte lautet): Ich bin die Liebe, die ihren Namen keusch verschweigt. (I am the Love that dare not speak its name.) Sehen Sie darin etwas Verfängliches?

W. Nein, absolut nichts.

C. Haben Sie „Der Priester und der Akolyth" gelesen?

W. Ja.

C. Sie hatten doch keinen Zweifel, daß das eine unsaubere Geschichte war?

W. Vom litterarischen Gesichtspunkt war das Produkt höchst unrein. Es ist unmöglich für einen litterarisch gebildeten Mann, es anders zu beurteilen, wobei ich sowohl die Behandlung als auch die Wahl des Gegenstandes und dergleichen meine. Ich hielt die Behandlung für unrecht und den Gegenstand auch.

C. Sie sind der Meinung, daß es keine unmoralischen Bücher giebt?

W. Ja.

C. Darf ich das so auffassen, daß Sie glauben, „Der Priester und der Akolyth" war nicht unmoralisch?

W. Es war schlimmer, es war schlecht geschrieben. Sir Edward Clarke versuchte hier vergebens, die Unzulässigkeit derartiger Fragen an Wilde darzuthun; das Kreuzverhör nahm seinen Fortgang.

C. Ist die Geschichte des Opus nicht die, daß ein Priester sich in einen Knaben verliebte, der ihn am Altar bediente?

W. Ich habe die Geschichte nur einmal gelesen, über solche Einzelheiten können Sie mich nicht befragen, die Sache interessierte mich zu wenig.

C. Halten Sie die Geschichte für gotteslästerisch?

W. Ich glaube, das Ende, der Tod, verletzte die Kunstgesetze der Schönheit.

C. Das ist keine Antwort. Ich wünsche zu wissen, ob Sie die Geschichte für gotteslästerlich hielten.

W. Die Geschichte erfüllte mich mit Ekel.

C. Beantworten Sie die Frage, Herr, ja oder nein?

W. Ich betrachte die Geschichte nicht als gotteslästerisch, sondern als geschmacklos.

C. Das genügt mir. Sie wissen, daß, als der Priester in der Geschichte dem Knaben das Gift reicht, er die Worte des Sakraments der Englischen Kirche gebraucht?

W. Das habe ich wirklich vergessen.

C. Halten Sie das für eine Blasphemie?

W. Ich halte es für schrecklich. Das Wort Blasphemie gehört nicht zu meinem Wortschatz.

Abermals versucht Sir Clarke, weitere Fragen über diesen Gegenstand, den er für erschöpft halte, zu verhindern; der Richter ist für Fortsetzung.

C. Mißbilligten Sie nun vom litterarischen Gesichtspunkt die Todesscene?

W. Ich halte es für ein geschmackloses Machwerk.

C. Wenn nun jemand das Stück öffentlich billigte, würden Sie den für einen Schurken halten?

W. Ich würde sagen, daß er einen recht schlechten litterarischen Geschmack zeigte. Ich kann übrigens nicht einsehen, wieso ich über eine Sache verhört werden soll, von der ich nichts wissen mag.

C. Haben Sie jemals etwas gethan, um öffentlich bekannt zu machen, daß Sie das „Chameleon“ mißbilligen?

W. Nein.

C. Und obwohl ein Beitrag von Ihnen selbst in der Zeitschrift stand, hielten Sie es nicht für nötig, sich dagegen zu verwahren, daß Sie von jenem Machwerk nichts wissen wollten?

W. Sie meinen durch einen offenen Brief? Ich hielt es für unter meiner Würde, als ein in der Litteratur bekannter Mann, mich gegen das Opus eines jungen Oxforder Studenten zu verwahren.

C. Glaubten Sie, daß die Sätze und Philosopheme Ihres Beitrags zur Hebung der Moral unter den jungen Leuten beitragen würden?

W. Meine Werke streben stets nur danach, litterarische Kunstwerke zu sein.

C. Soll ich das so nehmen, daß Sie sich um die moralische oder unmoralische Wirkung gar nicht kümmern?

W. Ich bin der Ansicht, daß noch kein Buch oder Kunstwerk jemals irgend eine Wirkung auf die moralische Führung eines Menschen ausgeübt hat. Jenseits von Gut und Böse.

C. Sie erwägen also nicht die Wirkung, Moral oder Unmoral zu verursachen?

W. Sicherlich nicht.

C. Was also ihr Werk angeht, so posieren (to pose) Sie damit, sich ganz und gar nicht um die moralische oder unmoralische Wirkung zu kümmern?

W. Ich würde das Wort „posieren" nicht gebrauchen.

C. „Posieren" ist eins Ihrer Lieblingsworte?

W. So? Ich nehme keine Pose ein in der Sache. Wenn ich etwas schreibe, so kümmere ich mich nur um den Kunstcharakter. Der Zweck ist nicht, etwas Gutes oder Böses zu thun, sondern etwas zu schaffen, was die Eigenschaften oder Formen hat, welche der Schönheit zukommen, dem Witz, der Empfindung u. s. w.

C. Folgendes ist eins der Aphorismen für die Jugend: „Schlechtigkeit ist eine Mythe, die von einfältigen Leuten erfunden wurde, um sich die merkwürdige Anziehungskraft anderer zu erklären". Halten Sie das für wahr?

W. Ich halte selten etwas, was ich schreibe, für wahr.

C. Sagten Sie: selten?

W. Selten, in der That. Ich hätte auch sagen können: nie; und wahr meine ich in dem Sinne der Uebereinstimmung mit den realen Thatsachen.

C. Ein anderes Philosophem lautet: „Religionen sterben, wenn bewiesen worden, daß sie wahr sind". Ist das wahr?

W. Ja, ich halte dafür. Es ist eine Hinführung zu einer Philosophie des Aufgehens der Religionen in der Wissenschaft, aber das ist eine zu umfangreiche Frage, um darauf näher einzugehen.

C. Halten Sie denn das für ein so sicheres Axiom, daß Sie es der Jugend zum Gebrauche empfehlen?

W. Jedenfalls war das ein sehr anregender Gedanke. Und alles ist gut, für jedes Alter, was zum Denken anregt.

C. Gleichviel ob moralisch oder unmoralisch?

W. So etwas wie Moralität oder Immoralität giebt es nicht im Reiche des Denkens, es giebt nur unmoralische Gefühle.

C. Ein anderes: „Vergnügen ist das Einzige, wofür man leben sollte. Nichts macht so sehr alt wie das Glück".

W. Ich meine damit, daß die Verwirklichung des eigenen

Selbst das Hauptziel des Lebens ist, und sich durch Vergnügen zu erfüllen ist schöner als dies durch Schmerz zu thun. Ich stehe in diesem Punkte gänzlich auf Seite der Alten.

C. Ein anderes: „Eine Wahrheit hört auf, wahr zu sein, wenn mehr als Einer sie glaubt“.

W. Richtig. Das würde meine metaphysische Definition der Wahrheit sein; sie ist etwas so Persönliches, daß dieselbe Wahrheit niemals von zwei Personen gefaßt werden kann.

C. Ein anderes: „Es ist etwas Tragisches um die ungeheure Zahl junger Leute in England, welche jetzt ins Leben hinaustreten mit der unberührten Vollsinnigkeit ihrer Persönlichkeit und damit enden, sich in die stumpfen Nützlichkeiten irgend eines Fachberufs zu verkriechen. (There is something tragic about the enormous number of young men in England, who at the present moment are starting life with perfect profiles, and end by adopting some useful profession. Das Wortspiel läßt sich im Deutschen kaum wiedergeben.) Ist das Philosophie für junge Leute?

W. Man sollte meinen, daß die Jugend wenigstens noch Sinn für Humor hat. Es ist eben ein unterhaltendes Wortspiel.

C. Nach den Kritiken, die „Dorian Grey“ betrafen, haben Sie da Ihr Werk keinen Aenderungen unterworfen?

W. Nur einen Zusatz habe ich gemacht. Infolge einer Ausstellung des einzigen Kritikers, dessen Urteil ich hochschätze: Walter Pater's. Und das ist die Einleitung, die Mißdeutungen begegnen sollte; in ihr schrieb ich, daß Bücher eben an sich weder moralisch noch unmoralisch sein sollten, sondern nur kunstgemäß.

C. So könnte nach ihnen ein gutgeschriebenes Buch, das — gewisse Ansichten verträte, ein gutes Buch sein? Freie Persönlichkeit und Philisterium.

W. Kein Kunstwerk vertritt Ansichten. Die Ansichten haben nur die Leute.

C. Kann „Dorian Grey“ nicht in einer gewissen Weise interpretiert werden?

W. Von gemeinen Menschen und Illitteraten — ja. Die Ansichten der Philister über Kunst sind unberechenbar dumm.

C. Die meisten Menschen würden wohl nach Ihrer Definition zu den Philistern und Illitteraten gehören?

W. Ich habe herrliche Ausnahmen gefunden.

C. Glauben Sie, daß die Majorität des Publikums sich bis zu der Höhe des Standpunkts hinaufgearbeitet hat, den Sie angeben?

W. Ich fürchte, die meisten sind nicht gebildet genug.

C. Haben Sie nie die gewöhnlichen Menschen davon abgehalten, Ihre Bücher zu kaufen?

W. Ich habe die Leute nie entmutigen wollen, sich zu größerer Höhe zu erheben.

(Heiterkeit im Zuhörerraum.)

Hierauf verliest Mr. Carson eine Stelle aus „Dorian Grey", welche die Vorstellung zwischen dem Künstler und Dorian Grey schildert.

C. Halten Sie die hier geschilderten Gefühle für rein oder unrein?

W. Ich halte dafür, daß dies die möglichst vollkommene Schilderung von dem ist, was ein Künstler fühlen würde, wenn er eine schöne Persönlichkeit trifft, von der er fühlt, daß sie in dieser oder jener Weise für seine Kunst und sein Leben nöthig ist.

C. Sie meinen, es ist eine moralische Art von Gefühl, das Gefühl eines Mannes für einen andern?

W. Ich sage, es ist das Gefühl eines Künstlers gegenüber einer schönen Persönlichkeit.

C. Sie haben niemals die Gefühle gekannt, die Sie da beschrieben?

W. Nein. Ich habe nie einer Persönlichkeit gestattet, meine Kunst zu beherrschen.

C. Ich citiere folgende Stelle: „Gesteh ich denn, daß

ich wahnsinnig liebend dich anbete!" (I quite admit that I adored you madly). Haben Sie dies Gefühl gehabt?

W. Ich habe nie eine Person bewundert, ausgenommen mich selbst, der Ausdruck ist, wie ich gestehen muß, aus Shakespeare entlehnt.

(Heiterkeit)

C. Ich lese weiter: „Ich möcht Dich ganz allein für mich besitzen" (I want to have you all to myself).

W. Es scheint also eine hochflutende Leidenschaft zu sein.

C. Leute, die nicht Ihre Ansichten haben, könnten eine andere Meinung aus diesen Stellen fassen.

W. Zweifelsohne; aber bitte, verhören Sie mich doch nicht über die Unwissenheit anderer Leute.

(Heiterkeit.)

C. Ich will Sie noch einiges über Ihren Brief an Lord Douglas fragen. Wo war er damals? Wilde's Correspondenz mit Lord Alfred.

W. Im Savoy-Hôtel; und ich wohnte in Babbicombe.

C. War der Brief ein gewöhnlicher Brief?

W. Sicherlich nicht — sondern ein schöner Brief.

C. War es denn ein außerordentlicher Brief?

W. Sogar ein einziger.

C. War Ihre Correspondenz mit Lord Alfred Douglas gewöhnlich in diesem Stile?

W. Nein, das wäre unmöglich. So etwas kann man nicht immer.

C. Haben Sie andere Briefe von dieser Klasse geschrieben?

W. Meine Briefe gehören zu keiner Klasse.

C. Nun, haben Sie also andere, ähnliche geschrieben?

W. Ich wiederhole mich nicht im Stil.

C. Sie schrieben doch auch folgenden Brief an Lord Douglas:

Savoy-Hôtel.

Theuerster Junge! — Dein Brief war köstlicher roter Wein für mich, aber ich bin trüb und verstimmt.

Du mußt mir keine Scenen machen, sie töten mich. Sie zerstören den lieblichen Reiz meines Lebens. Ich kann Dich, so griechisch und graziös, nicht sehen, wenn Du von Leidenschaft entstellt. Ich kann Deinen anmuthigen Lippen nicht lauschen, wenn sie häßliche Dinge zu mir reden. Bitte, thu's nicht, Du brichst mir das Herz. Lieber möcht' ich . . . nur Du sei nicht bitter, ungerecht, bös. Bald muß ich Dich wiedersehen. Du bist das Göttliche, das ich bedarf, die Anmuth, der Genius. — Aber wie soll ichs machen? Soll ich nach Salisbury kommen? Das hat seine Schwierigkeiten. Meine Rechnung hier beträgt 49 Pfund pro Woche. Ich habe auch ein neues Wohnzimmer gradüber der Themse; aber Du — warum bist Du nicht hier, mein lieber, mein süßer Junge? Ich fürchte, ich muß weg, kein Geld, kein Credit, und ein bleischweres Herz. — Immer der Deine. Oskar.

Ist das ein ungewöhnlicher Brief?

W. Ich glaube, alles, was ich schreibe, ist ungewöhnlich. Dem Himmel sei Dank, auf dem Standpunkt steh ich nicht, daß ich gewöhnlich bin. Fragen Sie nur zu über den Brief was Ihnen beliebt.

C. Ist denn das ein Brief, wie ihn ein Mann an einen andern schreibt?

W. Es ist ein Brief, wie ich ihn an Lord Douglas schrieb. Was andere Männer an andere Männer schreiben, weiß ich nicht, kümmere mich auch nicht drum. Der Brief ist nicht wie der erste — ein Prosagedicht.

C. Wohnten Sie damals im Savoy-Hôtel?

W. Ja, ungefähr einen Monat lang.

C. Hatten Sie zu gleicher Zeit ein Haus in Titestreet?

W. Ja.

C. War Lord Alfred Douglas kurz vorher bei Ihnen im Savoy-Hôtel gewesen?

W. Ja.

Wilde's Verhältnis zu Taylor und Wood.

C. Sie sagten, ein Mann namens Wood kam zu Ihnen wegen gewisser Briefe, die er in Lord Alfreds Rock fand. Wer vermittelte die Zusammenkunft?

W. Mr. Alfred Taylor.

C. Er ist ein intimer Freud von Ihnen?

W. Ein Freund — kein intimer Freund.

C. Wann sahen Sie Taylor zuletzt?

W. Gestern.

C. Seit wann kannten Sie Wood?

W. Ich glaube, Ende Januar 1893 traf ich ihn zuerst im Café Royal. Lord Alfred Douglas hatte mir aus Salisbury telegraphiert, ich sollte Wood helfen.

C. Wohnte Wood bei Taylor?

W. Das weiß ich nicht.

C. Sie gingen in der Folge häufig nach 13 Little Collegestreet, wo Taylor wohnte?

W. Ja, oft.

C. War Wood einmal dabei?

W. Nein.

C. Es waren dort Theegesellschaften, an denen nur Männer teilnahmen?

W. Ja.

C. Haben Sie im Florence Restaurant in Rupertstreet mit Wood diniert?

W. Nein, doch ließ ich ihm dort einmal ein Abendessen geben, da er nichts gegessen hatte.

C. Was war Woods Beschäftigung?

W. Keine, so viel ich weiß, er suchte eine.

C. Wurden Sie vertraut mit Wood und nahmen Sie ihn mit noch Titestreet?

W. Nie.

C. Gaben Sie Wood Geld?

W. Ich gab ihm jenen Abend 2 Pfd. Sterl., infolge Lord Alfreds Telegramm!

C. Als Wood wegen der Briefe zu Ihnen kam, glaubten Sie nicht, er wolle erpressen?

W. Allerdings, und ich beschloß, ihm entgegenzutreten.

C. Und zu dem Zwecke gaben Sie ihm 16 Pfund Sterl., um nach Amerika zu gehen?

W. Er erzählte mir eine lange Geschichte, und ich war thöricht und gutmütig genug, ihm das Geld zu geben, damit er sich eine Existenz gründen könne.

C. Sie gaben ihm aber 30 Pfund Sterl.?

W. Nein, doch gab ich ihm dann noch 5 Pfund Sterl., da das Geld zur Ueberfahrt nicht reichte.

C. Da gaben Sie ihm die 21 Pfund Sterl. aus reiner Nächstenliebe?

W. Nun, ich wußte, er hatte meine Privatcorrespondenz, daran liegt doch jedem Gentleman etwas, und er zeigte sich nach seiner Geschichte, die er mir erzählte, ja von keiner schlechten Seite.

C. Gaben Sie ihm einen Lunch vor der Abreise?

W. Ja, und bei der Gelegenheit die 5 Pfund Sterl., da er klagte, er würde sonst ohne Mittel in New York landen.

C. Schrieb Wood an Sie oder andere um Geld aus Amerika?

W. So viel ich weiß, nicht.

C. Rief Wood den Taylor Alfred?

W. Ja, sie waren große Freunde.

C. Nannte Wood Sie Oskar?

W. Ja.

C. Und Sie ihm Alf?

W. Nein, Alfred. Auch Taylor nannte ich bei seinem Vornamen Alfred.

C. Sie nannten sich also alle untereinander mit Vornamen?

W. Ja, ich glaube mit wenig Ausnahmen nennt mich

alles bei Vornamen, und ich mag das Rufen beim Vornamen ganz gern.*)

C. Wann kam Allen zu Ihnen?

W. Etwa 6—7 Wochen später.

C. Was für einen Beruf hat Allen?

W. Er ist gewerbsmäßiger Erpresser (blackmailer).

C. Sie gaben ihm Geld?

W. Ja, 10 Schilling, ihm meine Verachtung zu bezeugen.

C. In der Weise bezeugen Sie Ihre Verachtung?

W. Sehr oft, auch gegen andere Leute.

C. Als Clyburn Ihnen den Brief wieder brachte, gaben Sie dem auch 10 Schilling?

W. Ja, aber ich beklagte mich über den beschmutzten Zustand des Schreibens.

C. Sie sagten, Sie hätten viel schöne Briefe geschrieben, können Sie einen zeigen?

W. Aber Sie verlangen ja, daß ich die gesamte moderne Poesie lesen soll. Augenblicklich kann ich mich auf gar nichts besinnen.

Die Bekanntschaft Edward Shelley.

C. Als Sie im Februar 1892 im Albemarle-Hotel wohnten, wurden Sie da mit einem jungen Mann namens Edward Shelley bekannt?

W. Ja, er war Angestellter bei meinem damaligen Verleger, er speiste oft bei mir.

C. War das geistige Speise?

W. Ja, für ihn.

C. Gaben Sie ihm auch Geld?

W. Ja, 2 oder 3 mal, etwa 3 oder 4 Pfund.

*) Es sei bemerkt, daß der Gebrauch, beim Vornamen zu nennen, in England ausgedehnter ist als in Deutschland, auch ist damit nicht in dem Maße die Vermutung der Intimität begründet wie bei uns, wie dies denn schon aus der Zusammenstellung des Wortes „Lord“ mit Vornamen erhellt. Auch ist zu bedenken, daß der Unterschied „Du“ und „Sie“ im Englischen (you) wegfällt.

C. Wieso das?

W. Er erzählte mir von seiner Mutter, die in dürftigen Verhältnissen lebe und für die er sorgen müsse. Auch schenkte ich ihm Exemplare meiner Werke.

C. Wie kommt es, daß Sie mit einem so jungen Mann so vertraulich verkehrten?

W. Weil er litterarisches Streben hatte und meine Werke bewunderte.

Die Badebekanntschaft Alfonso Conway.

C. Sie wurden auch vertraut mit einem jungen Burschen namens Alfonso Conway in Worthing?

W. Ja.

C. Er verkaufte Zeitungen?

W. Warum nicht gar. Seine Mutter hatte ein Haus in Worthing.

C. Wie wurden Sie mit ihm bekannt?

W. Als ich in Worthing war, hatten Lord Douglas und ich die Gewohnheit, Segelbootfahrten zu machen, und eines Nachmittags, als das Boot den Strand hinunter gezogen wurde, halfen uns Conway und ein junger Bursche in Flanellkleidung. Ich schlug Lord Alfred vor, sie zu der Segelpartie mitzunehmen.

C. War Conways Gespräch ein litterarisches?

W. Im Gegenteil, höchst einfach und leicht verständlich. Er war ein angenehmer, netter Bursch.

C. Was wußten Sie von ihm?

W. Er sagte, daß sein Vater Elektrotechniker gewesen und jung gestorben war; daß seine Mutter ein Logierhaus hätte, daß er in der Schule nicht eben viel gelernt und daß sein Wunsch wäre, auf einem Kauffahrteifahrer zur See zu gehen.

C. Gaben Sie ihm etwas?

W. O ja! — Ich glaube indeß nicht, daß ich ihm Geld gab.

C. Gaben Sie ihm nicht Summen im Betrage von 15 Pfund?

W. Du lieber Himmel, warum nicht gar. Ich gab ihm ein Cigarrettenetui, meine Photographie und ein Buch „Der Schiffbruch des Grosvenor“ und einen Spazierstock.

C. Sie kleideten ihn auch in einen blauen Matrosenanzug und einen Strohhut, daß er besser zu Ihnen passen sollte, mehr wie Ihresgleichen aussah?

W. O nein, er sah nie wie meinesgleichen aus.

C. Sie nahmen ihn mit nach Brighton?

W. Ja, ich hatte ihm einen Ausflug versprochen.

Die Verhandlung wird aufgehoben.

Verhandlung vom 4. April 1895.

Das Kreuzverhör Mr. Oskar Wilde's durch Mr. Carson nimmt seinen Fortgang und betrifft den Verkehr des erstern bei Taylor, 13 Little College Street. Taylors Wohnung und der Verkehr dort.

C. Wissen Sie, wieviel Miete er bezahlt?

W. Ich habe nicht die geringste Idee. Doch glaube ich, ziemlich wenig, denn er hatte keine Bedienung, sondern öffnete die Thür selbst. Ob er selbst kochte, weiß ich nicht.

C. Kam Ihnen die Wohnung nicht eigentümlich vor?

W. Nein, nur daß sie geschmackvoller eingerichtet war, als man dies meist findet.

C. Kamen Ihnen die Räume nicht luxuriös vor?

W. Ich hielt sie wenigstens für hübsch.

C. Er ließ niemals Tageslicht hinein?

W. Ich verstehe wirklich nicht, was Sie sagen wollen.

C. War dort immer Kerzen- oder Gaslicht?

W. Nein.

C. Haben Sie sie bei anderer Beleuchtung gesehen?

W. Gewiß.

C. Man könnte also auch wohl nicht behaupten, daß er immer doppelte Vorhänge vor die Fenster gezogen hätte?

W. Gewiß nicht.

C. Waren die Zimmer stark parfümiert?

W. Ich weiß nicht, was Sie sagen wollen. Er verbrannte wohlriechende Stoffe, gerade wie ich in meinen Zimmern.

C. Sie thun das also auch! Haben Sie Wood dort getroffen?

W. Nur das eine Mal, von dem schon die Rede war.

Sidney Mavor.

C. Sahen Sie Sidney Mavor dort?

W. Ja.

C. Wie alt war er?

W. Etwa 25 oder 26 Jahre.

C. Ist er noch Ihr Freund?

W. Ich habe ihn seit einem Jahr nicht gesehen und habe keine Ahnung, wo er ist.

C. Haben Sie mit ihm seitdem in gar keiner Beziehung gestanden?

W. Doch. Ich bat Mr. Taylor letzten Sonntag, nach dem Hause von Mavors Mutter zu gehen, nach ihm zu fragen; er sei verreist, hieß es.

C. Wissen Sie, ob Mr. Taylor Frauenkleider in seiner Wohnung hatte?

W. Mir hat er nie davon etwas gesagt, auch habe ich ihn nie in Maskenkostüm gesehen.

C. Sie haben ihm oft telegraphiert; hatten Sie denn Geschäfte mit ihm?

W. Bewahre; er gehörte eben zu meinen Freunden.

C. War er litterarisch gebildet?

W. Er war ein junger Mann von viel Geschmack und Intelligenz und hatte eine gute Bildung in einer öffentlichen Schule genossen. Ein litterarisches Werk habe ich ihn nie verfassen sehen.

C. Sprachen Sie mit ihm über Litteratur und Kunst?

W. Er hörte meist zu, künstlerisch veranlagt war er und sehr artig und gefällig.

C. Benutzten Sie ihn dazu, bisweilen Diners für junge Leute arrangieren zu lassen?

W. Nein. Ich habe mit ihm und andern jungen Leuten vielleicht 10 oder 12 mal diniert, bei Solferinos, Florence und Kettners, und zwar gewöhnlich in Privatzimmern, da mir das besser gefällt.

C. Sandten Sie folgendes Telegramm am 7. März 1893 an Taylor: „Können Sie bis 6 Uhr kommen? Oskar, Savoy“?

W. Ja, ich hatte einen anonymen Brief empfangen, daß Wood gegen mich einen Erpressungsversuch machen wollte, und darüber wollte ich mit Taylor sprechen.

Die Bekanntschaft Frederick Atkins.

C. Wer war Fred?

W. Fred? Ein junger Mann namens Frederik Atkins.

C. Sie waren sehr familiär mit ihm?

W. Was verstehen Sie unter „familiär“? Ich mochte ihn gern.

C. Sie sagten gestern, Sie nannten manche Personen bei ihren Vornamen?

W. Immer, wenn ich sie gern mochte.

C. Hatten Sie einmal Unannehmlichkeiten wegen Fred?

W. Nie.

C. Telegraphierten Sie am 10. März 1893 an Taylor: „Muß Tree 5 Uhr sehen, komm nicht nach Savoy, benachrichtige mich wegen Fred's“?

W. Ich weiß nicht mehr, was ich damals wegen Fred wissen wollte.

C. Wußten Sie, daß Taylor von der Polizei überwacht wurde?

W. Nein, davon habe ich nie gehört.

C. Wußten Sie, daß Taylor und Parker zusammen verhaftet wurden gelegentlich einer Razzia, die ein Haus am Fitzroy-Square betraf?

W. Vorm Jahre, jawohl.

Charles Parker.

C. Kannten Sie Parker?

W. Ja, als Taylor nach Chapelstreet verzog, sah ich ihn da.

C. Wieviele junge Leute hat er Ihnen vorgestellt?

W. Sie fragen zu unbestimmt.

C. Ich meine junge Leute, mit denen Sie nachher vertrauter wurden.

W. Vielleicht 6 oder 7 oder 8. Befreundet wurde ich etwa mit 5.

C. Wie alt waren die ungefähr?

W. Etwa 20 oder 21; ich mag die Gesellschaft junger Leute gern.

C. Hatten die irgend einen Beruf?

W. Das weiß ich nicht.

C. Wie vielen davon gaben Sie Geld?

W. Ich glaube allen fünf machte ich Geld- oder andere Geschenke.

C. Gaben die Ihnen auch etwas?

W. Mir! Nicht doch.

C. War Parker unter der Zahl?

W. Ja.

C. War er ein stellenloser Diener?

W. Das weiß ich nicht, würde mich auch nicht darum gekümmert haben, ich werde einfach Freund mit jedem Menschen, den ich gern mag.

C. Wie alt war er?

W. Ich bin wirklich kein statistisches Bureau. Vielleicht war er 16 oder 45. Warum fragen Sie mich stets über Dinge, die ich nicht weiß? Genug, er erschien mir jung, und das war ein Grund, warum er mir anziehend erschien. Ich frage die Leute nicht nach ihrem Alter und halte das überhaupt für ordinär.

C. War er Litterat oder Künstler?

W. Nein.

C. War er unterrichtet?

W. Das Unterrichtetsein war nicht seine starke Seite.

C. Wo ist jetzt Parker?

W. Ich habe keine Idee.

C. Wie viel Geld gaben Sie Parker?

W. Ich glaube 4 oder 5 Pfund.

C. Warum?

W. Weil er arm war und ich nicht, und ich ihm wohl wollte. Giebt es einen bessern Grund, jemand Geld zu geben?

C. Wo trafen Sie ihn zuerst?

W. Bei Kettner's, mit Alfred Taylor. Sein Bruder war auch dort. Wir dinierten zusammen. Es war Taylor's Geburtstag.

C. Wußten Sie, daß der eine Kammerdiener und der andere Stallknecht war?

W. Nein, das wußte ich nicht; hätte ich es aber gewußt, so hätte es mich nicht gestört, ich pfeife auf gesellschaftliche Stellung und alle Vorurteile.

Wilde proklamiert das Princip der freien Geselligkeit.

C. Was für Vergnügen kann es Ihnen gewähren, Stallburschen und Kutscher zu unterhalten?

W. Das Vergnügen, bei denen zu sein, die jung, fröhlich, glücklich, unbekümmert und originell sind. Ich mag keine alten Leute.

C. Diener gehören aber doch zu den ungebildeten Klassen.

W. Sie hatten aber gar nicht die Manieren der ungebildeten Klassen. Sie sprachen auch von einem Vater in Datchet, der wohlhabend war, und Charley Parker sagte, er wollte zur Bühne gehen.

C. Nannten Sie ihn denn gleich Charley?

W. Gewiß.

C. War das Diner gut?

W. Ich habe das Menu wirklich vergessen, aber Kettner kocht nicht schlecht.

C. Hatten Sie auch seine besten Weine?

W. Jawohl.

C. Und das alles für Stallknecht und Kammerdiener?

W. Nein, für Mr. Alfred Taylor, dem ich gestattet hatte, mitzubringen, wen er wolle.

C. Das Diner war in einem besonderen Zimmer?

W. Das Diner war in einem besonderen Zimmer.

C. Gewährten Sie dem Stallburschen und dem Kammerdiener auch geistige Genüsse?

W. Sie schienen tief ergriffen.

C. Wurden Sie während des Diners vertrauter mit Charley als mit seinem Bruder?

W. Jawohl, ich mochte ihn lieber.

C. Nannte Charles Parker Sie Oskar?

W. Gewiß, das mag ich gern.

C. Gaben Sie ihnen genug Champagner?

W. Soviel sie haben wollten.

C. Sie beschränkten sie also nicht?

W. Welcher anständige Mensch beschränkt seine Gäste im Essen und Trinken?

Es folgten einige weitere Bemerkungen Mr. Carson's, die aus Anstandsgründen wegbleiben.

C. Ging Parker dann mit Ihnen nach dem Savoy-Hôtel und trank dort Whiskey und Soda?

W. Nein.

C. Trinken Sie selbst gern Soda?

W. Wenn Sie nichts dagegen haben — ja.

C. Gaben Sie nach dem Diner Parker 2 Pfund?

W. Nein, aber später, im Dezember 1893.

C. Schon Oktober 1893 bis April 1894 hatten Sie Zimmer auf St. James' Place?

W. Ja.

C. Kam dorthin Parker zum Thee?

W. Ja, fünf oder sechs mal.

C. Was wollte er denn?

W. Mich besuchen.

C. Schenkten Sie ihm auch etwas?

W. Ja, zu Weihnachten, eine silberne Cigarrettentasche und 3 Pfd. Sterl., da er in Not war.

C. Was machte er denn beim Thee?

W. Na; was macht denn ein junger Mensch beim Thee! Er raucht seine Cigarette, trinkt seinen Thee und plaudert.

C. Was gab es denn Gemeinsames zwischen dem jungen Mann und Ihnen?

W. Ich sagte schon, ich mag junge Leute von fröhlichem sorglosem Temperament. Soziale Unterschiede erkenne ich nicht an, und die bloße Thatsache der Jugendlichkeit erscheint mir so wundervoll, daß ich lieber eine halbe Stunde mit einem jungen Menschen plaudern möchte, als sogar eine ganze vor einem Gerichtshof kreuzverhört zu werden.

(Heiterkeit im Publikum)

C. So! Darf ich das so verstehen, daß sogar ein Junge, den Sie auf der Straße auflesen würden, Ihnen ein willkommener Gefährte wäre?

W. Ich würde mit Vergnügen mit einem Straßenaraber sprechen.

C. Auch ihn mit in ihre Privatwohnung nehmen?

W. Wenn einer mich interessierte — gewiß.

C. Haben Sie Parker in Camera-Square 7 besucht, wo er wohnte?

W. Nein.

C. Haben Sie ihn öfter mit in Restaurants genommen und im chambre séparée gespeist?

W. Mitgenommen habe ich ihn öfter, im chambre séparée waren wir nicht, das weiß ich genau.

C. Sie erinnern sich, daß Parker dann nach Park-Walk 50 verzog?

W. Davon weiß ich nichts.

C. Schrieben Sie schöne Briefe an Parker?

W. Nicht daß ich wüßte.

C. Besuchten Sie im März oder April vorigen Jahres eines Nachts 12,30 Parker im Park-Walk 50?

W. Nein.

C. Wann haben Sie ihn zuletzt gesehen?

W. Im Februar 1894. Zu Weihnachten 1893 hatte ich ihn mit nach dem Krystallpalast genommen. Seitdem soll er in die Armee getreten sein.

C. Sie sagten aber, Sie hätten erfahren, daß er in Gesellschaft von Taylor verhaftet worden?

W. Das las ich im August 1894 in den Zeitungen.

C. Haben Sie gelesen, daß, als sie verhaftet wurden, sie in Gesellschaft mehrerer Männer in Frauenkleidern betroffen wurden?

W. So viel ich mich erinnere, sind zwei Männer in Frauenkleidern vor dem Hause vorgefahren und draußen verhaftet worden, Variététheatersänger. Ich war sehr alteriert über die Sache, frug auch schriftlich Taylor, hörte aber, die Polizeibehörde habe sie sofort wieder entlassen. Wiedergesehen habe ich Taylor dann erst dies Jahr, er besuchte mich letzten Dienstag.

C. Wann lernten Sie zuerst Fred Atkins kennen?

Die Reise nach Paris mit Fred.

W. Im Oktober 1892. Er sagte mir, er stände mit einer Buchmacherfirma in Verbindung, doch habe ich keine Wetten bei ihm entriert. Er war damals 19 oder 20 Jahr alt. Ich traf ihn auf einem Diner, das von * * **) gegeben wurde. Auch hier nannten wir uns alle bei unseren Vornamen. An einem folgenden Sonntag sah ich ihn und den erwähnten Herrn — der damals 23 oder 24 Jahr alt war — im Café Royal beim Lunch. Nachher kamen sie an meinen Tisch, und da ich beabsichtigte, am folgenden Tage nach Paris zu gehen, um wegen der Herausgabe eines Buches zu unter-

*) Der Name dieses hochgestellten Herrn wurde in der Verhandlung nur geschrieben, nicht ausgesprochen.

handeln, so verabredeten wir, zusammenzugehen. Ich fuhr am 20. November mit dem Klubzug hinüber, bezahlte auch für Atkins mit, da jener Herr erst zwei Tage später reisen konnte, in Paris bekam ich das verlegte Geld von jenem Herrn wieder. Privatsekretär ist Atkins nicht gewesen. Wir wohnten beide Boulevard des Capucines 29, in einem Hôtel. Viele von den Fragen, die der Vertreter der Gegenpartei an mich richtet, finde ich kindisch.

(Das Verhör ist hier gekürzt.)

C. Gaben Sie Fred Atkins nicht ein, er solle sich die Haare kräuseln lassen?

W. Nein, er kam auf die Idee, ich meinte, die Frisur wäre unpassend. Ich meine das noch.

C. Ließ er sich denn die Haare kräuseln?

W. Ich wäre sehr ärgerlich drüber gewesen, hätte er das gethan.

C. Hat er sich nicht die Haare bei Pascals, im Grand Hôtel, kräuseln lassen?

W. Davon ist mir nichts bewußt.

C. Sie gaben ihm ein ausgezeichnetes Mahl und viel Wein?

W. Ich esse nie anders als ausgezeichnet, sollten Sie aber sagen wollen, ich machte ihn berauscht, so finde ich das gemein.

C. Ach nein, ich meine das nicht. Gaben Sie nach dem Essen Atkins einen Sovereign, um nach der Moulin Rouge*) zu gehen?

W. Ja.

C. Kam jener andere Herr, dessen Name nicht mit enthüllt worden ist, nach?

W. Er kam am Mittwoch und wir kehrten am Sonnabend alle nach London zurück.

C. Baten Sie kurz nach Ihrer Ankunft Fred, Sie in Titestreet zu besuchen?

*) Bekanntes Pariser Vergnügungslokal.

W. Ich glaube, ich bat den andern Herrn, sie sollten mich beide besuchen, ich lag krank im Bett.

C. Sie haben mit Atkins bis zu diesem Jahre in Correspondenz gestanden?

W. Ich habe ihm mehrmals gelegentlich geschrieben und zweimal Billets zu meinem Theater geschickt.

C. Wo wohnt er jetzt?

W. 25 Osnaburghstreet.

C. Sie sind dort zum Thee gewesen?

W. Ja.

C. Gaben Sie Atkins Geld?

W. Ich gab ihm 3 Pfund 15 Schilling, um sein erstes Kouplet für die Variétébühne zu kaufen. Er sagte mir, daß die Dichter solcher Lieder nie weniger verlangten.

Bekanntschaft Ernest Scarfe.

C. Kannten Sie einen Ernest Scarfe?

W. Den lernte ich 1893 durch Mr. Taylor kennen. Er war ein junger Mensch von etwa 20 Jahren, war aber schon in Australien gewesen.

C. War er gebildet? Sind Sie ihm in der Gesellschaft begegnet?

W. Sicherlich nicht. Aber er ist in meiner Gesellschaft gewesen, was mir wichtiger erscheint.

C. Luden Sie den auch zum Diner ein?

W. Gewiß; zwar nicht gleich, als ihn Taylor etwas unerwartet mir brachte, aber an einem folgenden Tage, bei Kettner's.

C. Gaben Sie ihm Geld?

W. Nein, aber ich gab ihm eine Cigarettentasche, das war so meine Gewohnheit. Auch das war ein Weihnachtsgeschenk. Zuletzt sah ich Scarfe im Februar, wo er mit mir im Avondale-Hôtel dinierte.

Die Nacht mit Mavor.

C. Wann lernten Sie zuerst Sidney Mavor kennen?

W. Im September 1892. Ich weiß nicht, wo er jetzt ist.

C. Sie kaufen in einem Geschäft in Bondstreet, Thorn-

hill? Ließen Sie von dort ihm nicht ein Cigarettenetui im Werte von 4 Pfund 11 Schill. 6 P. zusenden?

W. Kann wohl sein.

C. Aber Sie kannten ihn doch erst seit einem Monat?

W. Das ist lange genug, um sich für jemand zu interessieren.

C. Luden Sie ihn zum Diner im Albemarle-Hôtel?

W. Ja, er blieb dort über Nacht.

C. Wann war das?

W. Im Oktober. Ich kam gerade aus Schottland spät zurück und mußte dort übernachten. Er hatte mich vom Bahnhof abgeholt, und da er in Nottinghill oder West Kensington wohnte, hatte ich ihm angeboten, dazubleiben. Ueberdies war es für ihn ein besonderes Vergnügen, auch einmal in einem vornehmen Hotel zu übernachten. Abends plauderten wir, und morgens trafen wir uns beim Frühstück. Ich mag das, so jemand um mich zu haben.

C. Bezahlten Sie ihm die Zimmer?

W. Selbstverständlich.

C. Kennen Sie Walter Granger?

Der häßliche Walter Granger.

W. Ja, er war Diener in einem Hause in High Street Oxford und 16 Jahre alt. Es war dort das Quartier von Lord Alfred Douglas, und ich bin mehrmals dort geblieben.

C. Haben Sie mit ihm diniert?

W. Nein, er bediente bei Tische.

C. Haben Sie ihn geküßt?

W. Er war ein von der Natur mit besonderer Häßlichkeit ausgestatteter Junge, weshalb ich ihn bemitleidete.

C. Sagen Sie das, um Ihre Behauptung zu stützen, daß sie ihn niemals geküßt haben?

W. Nein, die Frage ist mir zu kindisch zum Beantworten.

C. Warum haben Sie aber dann erwähnt, daß er häßlich war?

W. Aus diesem Grunde. Wenn ich gefragt würde, warum

ich nicht einen Thürpfosten küßte, so würde ich sagen, weil ich Thürpfosten nicht gern küsse; und dann soll ich wohl darüber verhört werden, warum ich Thürpfosten nicht gern habe?

C. Es war also eine spöttische Antwort?

W. Jawohl, es war eine spöttische Antwort, weil Sie mich durch Ihre beleidigenden Fragen nervös machen.

Das Gegenverhör: Lord Alfred Douglas' Verhältnis zu seinem Vater.

Hierauf beginnt das Gegenverhör durch den Anwalt des Klägers Sir Oskar Wilde's, Sir Edward Clarke.

Cl. Hier sind eine Anzahl Briefe Lord Queensberry's. Ist Ihnen aus diesen Briefen die Kenntnis geworden, daß der Marquis die Fortsetzung der Bekanntschaft seines Sohnes mit Ihnen nicht wünschte?

W. Ja.

Cl. Verliest darauf die Briefe. Der erste ist von dem Marquis an seinen Sohn gerichtet und klagt darüber, daß der junge Mann sich um keine Lebensstellung bemühe. Er solle nicht mehr mit Oskar Wilde umgehen. In einem andern wirft er seinem Sohn Alfred Impertinenz gegen ihn, den Vater, vor, und droht, ihm seine Apanage zu entziehen. Zwei Briefe aus August 1894 bedauern, daß Alfred noch immer mit Oskar Wilde umgehe. — Hielten Sie sich nach diesen Briefen für berechtigt, die Wünsche des Vaters zu mißachten?

W. Dazu hielt ich mich berechtigt.

Cl. fragt, wie Zeuge die Bekanntschaft Taylor's gemacht habe.

W. Er wurde im Oktober 1892 mir durch den Herrn vorgestellt, dessen Name geschrieben worden ist. Der Herr war von hoher Stellung und gutem Ruf. Ich wußte, daß Taylor eine beträchtliche Erbschaft zum Teil verloren, aber noch einen Anteil an einem bedeutenden Geschäft hatte.

Cl. Haben Sie je Veranlassung gehabt zu glauben, daß Taylor eine anrüchige Persönlichkeit war?

W. Keine.

Cl. Wie erklärte Ihnen Taylor seine Verhaftung?

W. Er sagte, es sei ein Wohlthätigkeitskonzert gewesen. Als er in dem Hause anlangte, ging man zum Tanzen, er wurde gebeten, Piano zu spielen. Zwei Konzertsänger aus einer Musikhalle sollten im Kostüm singen. Sie waren noch nicht da, plötzlich erschien die Polizei und verhaftete alle. Die Verhaftung machte auf mich um so mehr den Eindruck einer monströsen Gesetzwidrigkeit, als sie sofort wieder entlassen wurden. Auf Taylor blieb also kein Schatten

Ueber Taylor's Verhaftung und andere Entlastungsfragen.

Cl. Wer stellte Ihnen Shelley vor?

W. Mr. John Lane, der Verleger meiner Bücher.

Cl. Shelley zeigte große Bewunderung für Ihre Werke und Sie schenkten ihm dafür ein Dedikationsexemplar?

W. Ja.

Cl. Mr. Shelley hat bei Ihnen im Titestreet gespeist, auch Mrs. Wilde war dabei?

W. Ja.

Cl. War er in jeder Beziehung ein Gentleman?

W. In jeder Beziehung.

Cl. verliest einige Briefe Shelley's, worin dieser um Geld bittet wegen seiner schlechten Gesundheit und noch schlechtern Bezahlung in einem City-Hause. — Bestanden noch andere Beziehungen zwischen Ihnen und Shelley als die eines Schriftstellers zu einem Bewunderer seiner Werke?

W. Keine.

Cl. Was Alfonso Conway angeht, wußten Sie, daß er früher Zeitungsjunge gewesen war?

W. Ich ahnte nicht, daß er zur Litteratur in irgend einer Form in Beziehung stände.

Cl. Sah Mrs. Wilde Conway in Worthing?

W. Sie kannte ihn recht gut. Gesehen habe ich ihn nicht, seit ich in Worthing war, aber ich schrieb ihm im November einen Brief, seinen Wunsch wegen des Seedienstes betreffend.

Cl. Wie kommt es, daß nach der beleidigenden Scene mit dem Marquis und dessen Briefe, Sie trotzdem nicht eher die erforderlichen Schritte thaten?

W. Wegen des starken Drucks, den die Familie der Queensberry auf mich ausübte und dem ich nicht widerstehen konnte.

Cl. Hatten Sie Anfang Juli eine Unterredung mit einem Parlamentsmitglied, das die Queenberry's vertrat?

W. Ja, an dem Mittwoch, welcher auf des Marquis Besuch erfolgte.

Hierauf verlangt Mr. Carson, daß eine im Besitz Sir Clarke's befindlichr Postkarte verlesen werde. Sie lautet:

An den Marquis Queensberry.

Eine Karte Lord Alfreds an seinen Vater.

Da Sie meine Briefe uneröffnet zurücksenden, so bin ich gezwungen, auf einer Postkarte zu schreiben. Ich benachrichtige Sie, daß ich Ihre albernen Drohungen mit absoluter Gleichgiltigkeit empfange. Seit Ihren Expektorationen in Oskar Wilde's Haus habe ich es mir angelegen sein lassen, mit ihm in vielen öffentlichen Restaurants mich sehen zu lassen, wie bei Berkley's, Willis, Café Royal u. s. w., und ich werde fortgesetzt dorthin und mit jedem gehen, wie es mir gefällt. Ich bin mündig und mein eigener Herr. Sie haben mich wenigstens ein Dutzend mal verleugnet, und mich sehr kleinlich des Geldes beraubt. Sie haben daher keine Rechte über mich, weder gesetzliche noch moralische. Wenn Oskar Wilde Sie wegen öffentlicher Beleidigung gerichtlich verfolgen wollte, so würden Sie sieben Jahr Gefängnis bekommen wegen Ihrer Beschimpfungen. So sehr ich Sie verabscheue, so möchte ich das doch im Interesse der Familie vermeiden, aber sollten Sie versuchen, mich anzufallen, so werde ich mich mit einem geladenen Revolver verteidigen, welchen ich ich immer bei mir trage, und wenn ich Sie schieße, oder er Sie erschießt, so wären wir vollständig im Rechte, da wir in Selbstverteidigung gegen einen gewaltsamen und gefährlichen Ueberfall handeln

würden, und ich glaube auch, wenn Sie tot wären, viele würden Sie nicht vermissen, Alfred Douglas.

Hierauf wird die Korrespondenz zwischen Mr. Oskar Wilde's Anwälten und Lord Queensberry verlesen:

Siltepur Chambers, Holborn Viaduct, E. C.
Juli 11, 1894.

Herr Marquis. — Wir sind von Mr. Oskar Wilde betreffs gewisser Briefe konsultiert worden, in denen Sie ihn und Ihren Sohn Lord Alfred Douglas in strafbarer Weise beleidigt haben. In diesen Briefen haben Sie hochstehende Personen erwähnt, und da Mr. Wilde deren Gefühle nicht durch eine öffentliche Erwähnung verletzen möchte, so hat er uns beauftragt, Ihnen die Gelegenheit zu geben, Ihre Behauptungen und Unterstellungen zurückzunehmen und sich zu entschuldigen. Wenn dies sofort geschieht, so kann der Prozeß vermieden werden, wofern nicht, so bleibt uns kein anderer Ausweg, als unserem Klienten zur Anstellung der Klage zu raten.

C. O. Humphreys, Son and Kershaw.

Es folgten zwei Briefe des Marquis.

Ein Geschworener (zu Wilde): War der Herausgeber des „Chameleon" ein Freund von Ihnen?

W. Vorher habe ich ihn nicht gesehen, erst später. Die Aphorismen, die ich ihm zur Verfügung gestellt, sind übrigens zum teil in dem Stück enthalten, das jetzt im Haymarket-Theater aufgeführt, und kein Mensch hat etwas Unmoralisches dabei gefunden.

Es beginnt das Plaidoyer Mr. Carson's.

Mr. Carson's Plaidoyer für den Marquis.

Ich habe nichts von dem abzuleugnen, was der Marquis Queensberry gethan und geschrieben hat. Er that alles, was er that, mit Vorbedacht, auf seine Gefahr hin, und zwar um über seinen Sohn ins Klare zu kommen und ihn zu retten.

Die Jury wird jetzt schon beurteilen können, ob der Marquis nicht Recht hatte, wenn er die Bekanntschaft seines Sohnes mit Oskar Wilde als für den erstern verhängnisvoll ansah.

Was ist nun über Oskar Wilde's Leben festgestellt worden? — Es ist gezeigt worden, daß er mit jungen Leuten umging, die seinesgleichen weder an Jahren noch an Bildung waren; daß er einige der anrüchigsten Personen Londons zu seinen intimen Freunden zählte. Sie wissen, daß noch letzten Dienstag er mit Taylor zusammen war. Dieser war seine rechte Hand bei allen seinen Orgien. Warum ist er nicht als Zeuge vorgeladen worden? Warum immer jener Herr, dessen Name nicht genannt wird? Weil dieser jetzt im Ausland ist. Wäre Taylor, der Angelpunkt des Ganzen, geladen worden, die Jury würde mehr gehört haben über die unerhörte Lasterhöhle, die er in Little Collegestreet unterhielt.

Mr. Wilde hat im Bezug auf seine Werke so sehr den Künstler herausgebissen, den hochgebildeten Litteraten; welch ein Gegensatz, seine Bekanntschaften, Parker, ein Kammerdiener, Conway, ein Zeitungsjunge! Der litterarische Charakter Wilde's, das „Chameleon“, worin der unter seinem Einfluß stehende junge Alfred Douglas ein bedenkliches Opus veröffentliche, mußte dem Vater begründeten Anlaß zu Befürchtungen geben. Jener „schöne“ Brief, den ich für abscheulich halte, soll ein Sonett sein; warum sind dann die andern schönen Briefe vernichtet worden und nicht auch als Sonette veröffentlicht worden? — Weil sie nicht in die Hände von Erpressern gefallen waren! Sir Edward Clarke hat gesagt, der Brief sei von einem „Mann namens Wood“ gestohlen worden. Ja, das ist aber Fred, der Busenfreund Oskar Wilde's.

Der einzige Weg für einen Vater war, so zu handeln, wie Lord Queensberry dies gethan, anders konnte er die Sache nicht zum Austrag bringen.

Verhandlung vom 5. April 1895.

Mr. Carson setzt sein Plaidoyer fort:

Gestern hatte ich mich eingehend mit den Beziehungen Sir Oskar Wilde's zur Litteratur zu beschäftigen. Heute fällt mir die unangenehme Aufgabe zu, auf den Teil der Beweisaufnahme einzugehen, der die nackten Thatsachen angeht. Es wird meine Pflicht sein, Ihnen alle die jungen Leute vorzustellen, um ihre Geschichte zu erzählen. Es ist das natürlich selbst für einen Advokaten eine peinliche und widerliche Aufgabe. Aber, meine Herren Geschworenen, mögen diejenigen, welche geneigt sind, diese Leute dafür zu verdammen, daß sie von Mr. Oskar Wilde beherrscht und irregeleitet wurden, sich daran erinnern, das es eben Leute sind, gegen die mehr gesündigt wurde, als daß sie selbst sündigten. Eine merkmürdige Aehnlichkeit im Alter, sozialer Stellung und den Einzelheiten des Verkehrs finden wir bei all diesen jungen Leuten, die zu den peinlichsten Schlüssen führen muß. Warum hat er denn seine Gefährten nicht unter den jungendlichen Standesgenossen gewählt? Man kann sich nur wundern, daß das Treiben Wilde's so lange in London geduldet worden. Ich komme jetzt . . . . .

Indem erhebt sich Sir Edward Clarke (sehr bestürzt) und erklärt, er sei bereit, die Klage gegen den Marquis von Queensberry, im Einverständnis mit seinem Klienten, zurückzunehmen resp. sich mit einem Verdikt auf Nichtschuldig zufrieden zu geben, indem er glaube, daß dies sich auf die Thatsache gründen werde, daß das Verfahren des Marquis nach der Beweisaufnahme über die litterarische Thätigkeit Wilde's als gerechtfertigt erscheine.

Die Zurücknahme der Klage durch Wilde's Anwalt.

Mr. Carson erklärt zufrieden zu sein, wenn ein Freispruch erfolge, der sich darauf gründe, daß des Marquis Rechtfertigung geglückt sei.

Der Richter: Da der Kläger mit einem Verdikt auf Nichtschuldig einverstanden ist, kann auf weitere Beweiserhebung

jedenfalls verzichtet werden. Das Verdikt der Jury kann aber nicht eingeschränkt werden, es muß darauf gehen, ob die beleidigenden Behauptungen des Marquis wahr sind und ob sie im öffentlichen Interesse erfolgten. Und das Verdikt muß auf Grund des Verlaufs des Prozesses erfolgen.

Der Freispruch

Die Geschworenen ziehen sich zurück und erscheinen nach zwei Minuten wieder.

Obmann: Der Beweis der Wahrheit für die beleidigenden Behauptungen ist erbracht, auch erfolgten sie im öffentlichen Interesse.

Richter: Der Beklagte wird freigesprochen, die Kosten fallen dem Kläger zur Last.

Mr. Wilde war nicht zugegen.





II.

Wilde's Verhaftung.

Sofort nach Schluß des Prozesses am 5. April benachrichtigte Mr. Charles Russel, Lord Queensberry's Solicitor, den Generalstaatsanwalt (Director of prosecutions) von dem Vorgefallenen, unter Einsendung des Verhandlungsprotokolls und des stenographischen Berichts. Wilde und Taylor werden verhaftet.

Ebenfalls sofort nach Beendigung der Gerichtsverhandlung schrieb Lord Queensberry folgendes Billet an Mr. Wilde:

„Wenn das Land Ihnen gestattet zu entfliehen, um so besser für das Land; aber wenn Sie meinen Sohn mitnehmen, werde ich Ihnen überallhin folgen und Sie niederschießen." (Später desavouierte er dasselbe.)

Nachmittags erließ der Polizeirichter, Sir John Bridge in Bow-Street, auf Antrag der Staatsanwaltschaft (Director of Prosecutions, Treasury) einen Haftbefehl gegen Oskar Wilde, der 6½ Uhr vom Detektivinspektor Brockwell im Cadogan-Hôtel, Sloanestreet, ausgeführt wurde.

Mr. Oskar Wilde wurde nach Scotland-Yard überführt, von da nach Bowstreet ins Zellengefängnis. Die Anklage-

akte wegen Sittlichkeitsdelikt wurde ihm gleichzeitig zugestellt. Er war sehr gefaßt. Einige Versuche verschiedener Freunde, ihm Erleichterungen zu verschaffen, hatten keinen Erfolg.

Voruntersuchung gegen Wilde und Taylor.

Sonnabend, den 6. April 1895 wurde Oskar Wilde von Sir John Bridge, dem Polizeirichter in Bowstreet vernommen.

C. F. Gill vertrat die Anklage, C. O. Humphreys die Verteidigung. Der Gefangene war anfangs sehr gefaßt und kühl, erschien aber im Laufe des Verhörs erschöpft und mußte sich setzen.

Im Beginn der Zeugenvernehmungen lief die Nachricht von Taylor's Verhaftung ein, auf Antrag Mr. Gill's wird die Verhandlung auf zehn Minuten vertagt, um beide Anklagen zusammen zu verhandeln.

Die Anklage wurde nicht im Einzelnen verlesen.

Taylor, etwa 35 Jahr alt, aber von weit jüngerem Aussehen, nickt Wilde freundlich zu, als er eintritt. Er scheint während der Verhandlung, die von elf bis nach fünf Uhr dauert, ganz unbekümmert.

Mr. Gill erklärt, daß die Anklage sich auf Sect. 11 des Criminal Law Amendment Act gründe, der erste Fall betreffe Charles Parker und die Zeit — März 1893 —, wo Alfred Taylor den Oberstock des Hauses in der Little College Street, Westminister, innegehabt. Die Polizei habe zu große Mühe gehabt, Material zu sammeln, da Taylor keinen Diener gehabt, es würde aber die Beweisaufnahme klar ergeben, was dort vorgegangen sei. Charles Parker werde Zeugnis ablegen. Es sei dann eine ganze Zahl anderer Fälle derselben Art, er wünsche dieselben jedoch nicht in den Einzelheiten durchzugehen. Die Beweisaufnahme werde ja das

schamlose Benehmen Wilde's im Savoy-Hôtel ergeben, ebenso in Titestreet, wenn seine Familie nicht da war, und in einem Hôtel in Piccadilly.

Es erfolgt, in Abwesenheit Wilde's, die Vernehmung des Zeugen Charles Parker und seines Bruders William Parker.

Es folgten weitere Zeugenvernehmungen und dann wurde die Beweisaufnahme vertagt.

Die Haftentlassung Wilde's gegen Kaution wurde abgelehnt.

Ueber die späteren Zeugenvernehmungen verlautet nichts.

Von Wichtigkeit ist, daß die Verfahren gegen Wilde und Taylor kumuliert wurden, indem eine Teilnahme angenommen ward, die sich später als nicht vorhanden erwies.





III.

Die Hauptverhandlung gegen Wilde und Taylor.

Verhandlung vom 30. April 1895.

Die Verhandlung findet vor dem Central Criminal Court statt. Richter ist Mr. Charles, Mr. Gill und Mr. Avory vertreten die Anklage, als Verteidiger Wilde's fungieren Sir Edward Clarke, Mr. Charles Mathews und Mr. Travers Humphreys, den Mr. Taylor vertreten Mr. J. P. Grain und Mr. Paul Taylor.

Formale Punkte.

Die Anklage umfaßt fünfundzwanzig Punkte.

Mr. Gill. Nach Schluß der Voruntersuchung bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß wir die Anklage auf gemeinsame Thäterschaft resp. Verabredung zu einer solchen (conspiracy) fallen lassen müssen; ich konstatiere aber ausdrücklich, daß die Beweiserhebung materiell nur Dinge ergeben hat, welche alle sonstigen Anklagepunkte zu stützen geeignet sind.

Sir Edw. Clarke. Wäre dies schon in erster Instanz geschehen, so würde ich beantragt haben, daß die Prozesse Wilde und Taylor getrennt würden. Jedenfalls beantrage ich nun, daß das Verdikt auf Nichtschuldig von den fallen zu lassenden Anklagepunkten sogleich erfolge.

Mr. Gill. Ich widerspreche diesem Antrag. Ich kann auf Grund der fraglichen Anklagepunkte im Verhör Fragen stellen, die ich auf Grund der Spezialfälle nicht stellen könnte.

Richter. Der Antrag Sir Clarke's wird daher abgelehnt.

Sir Clarke. Ich wende mich an die Herren Geschworenen. Es ist ein seltsamer Zwischenfall in einem seltsamen Prozesse, diese späte Zurückziehung von Anklagepunkten. Ich hatte beabsichtigt, Mr. Wilde als Zeugen vorzurufen, so ist es mir bislang nicht möglich gewesen. Ein weiterer bemerkenswerter Umstand ist das Verhalten eines Teiles der Presse in diesem Falle gewesen, das geradezu die Unabhängigkeit der Justizverwaltung in Gefahr brachte und für meinen Klienten äußerst nachteilig gewesen ist.

Schlaglichter auf die Prozeßführung.

Es ist nicht schön und wohlgethan, einen Mann mit seinen Büchern zu identifizieren. Schon Coleridge hat gesagt: „Beurteile keinen Menschen nach seinen Büchern, der Mensch ist mehr und größer als seine Bücher.“ Mr. Wilde hat man aber sogar nach den Büchern beurteilt, welche er gar nicht geschrieben hat, die er energisch mißbilligt. Und was „Das Bild von Dorian Grey“ anlangt, so ist das in „Lippincott's Magazine“ erschienen, gewiß einem der vornehmsten Organe der Union. Das ganze Verhör über diesen Gegenstand war dazu angethan, das Urteil der Geschworenen mit einem schiefen, ungünstigen Eindruck zu belasten. Und dann: Hat sich die Jury wohl einmal die Frage vorgelegt: wie kommt es überhaupt, daß Mr. Wilde jetzt als Angeklagter hier steht wegen Dingen, die er vor 18 Monaten gethan haben soll? Der Grund ist, daß Mr. Wilde es selbst darauf angefangen hat, diese Dinge in die Oeffentlichkeit zu bringen, es war sein eigener Akt und Wille. Von wem ist er angefallen worden? Von einem Manne, von dem sich sein eigenes Weib hat scheiden lassen, und Mr. Wilde ist der Freund der Lady Queensberry und ihrer Söhne gewesen.

Ein Schlaglicht auf den Marquis.

(Hier sind die Ausführungen Sir Clarke's gekürzt.)

Mr. Gill. Ich bestreite, daß diese Angaben für den vorliegenden Fall erheblich sind. Das hätte Sir Edward bei dem vorigen Prozeß anführen können, jetzt, wo der Marquis Queensberry nicht anwesend, verwahre ich mich dagegen.

Richter. Waren denn die Briefe, welche Sie hierüber eben anführten, bei den frühern Verhören vorgebracht?

Sir Clarke. Ja, Mylord.

Richter. Aber Ihre Anführungen sind unerheblich.

Mr. Gill. Gewiß, ganz unerheblich.

Sir Clarke. Mein verehrter Kollege, mich wegen Anführung unerheblicher Thatsachen zurechtweisend — das finde ich amusant.

Gill. Das Amusement war unbeabsichtigt.

Sir Clarke. Ich mußte doch zeigen, in welcher Weise der Marquis Queensberry an die Mitglieder seiner Familie schreibt. So lange die Briefe nur an Familienmitglieder gerichtet waren, hatte Mr. Wilde keine Veranlassung einzuschreiten. Eine solche lag erst vor bei der offenen Karte im Klub. Als ich aber Mr. Wilde im Prozeß gegen den Marquis zur Zurücknahme der Klage bewog — die Verteidiger haben dieselbe veranlaßt — da geschah es nur, weil ich überzeugt war, die Jury würde doch nicht zu einem verurteilenden Erkenntnis gegen den Marquis kommen. Ich bin mich aber der großen Verantwortlichkeit bei meiner Ratserteilung wohl bewußt gewesen. Ich sagte mir, die Anklage, welche gegen meinen Klienten erhoben wurde, konnte in dem Beleidigungsprozeß nicht in geeigneter Weise behandelt werden. Mein Klient ist vor der Untersuchung nicht zurückgeschreckt. Hätte er sich schuldig gefühlt, hätte er dann wohl überhaupt zu all diesen Untersuchungen Gelegenheit gegeben, indem er den Marquis verklagte? Und das ist nicht alles. Einige Tage vor dem ersten Prozeß wurde ihm Kenntnis gegeben von den belastenden Behauptungen, welche gegen ihn aufgestellt werden würden. Am 30. März erfuhr Mr. Wilde das ganze Verzeichnis der

Anklagen. Hätte er sich schuldig gefühlt, wäre er dann wohl länger in England verblieben? Wahnsinnig müßte er gewesen sein, wenn er unter solchen Umständen der Anklage die Stirn geboten hätte.

Hierauf beantragte Sir Edward die Vernehmung des Angeklagten, dieselbe werde bei den Geschworenen alle Zweifel beheben, auf Grund der erfolgten Beweisaufnahme hätten sie ja unmöglich zu der Ueberzeugung der Schuld des Angeklagten kommen können.

Oskar Wilde wird hierauf vorgerufen. Wilde wird vernommen.

W. giebt zunächst Auskunft über seine persönlichen Verhältnisse, ganz wie im ersten Prozeß.

Sir Cl. Warum hatten Sie außer Ihrem Hause in Titestreet noch eine Wohnung am St. James-Platz?

W. Mein Haus ist ziemlich klein, und da meine Söhne nicht in die Schule gehen, so ist es zu litterarischen Arbeiten zu Haus nicht ruhig genug. Einzig zu litterarischen Zwecken mietete ich die Wohnung, dort schrieb ich alle meine Stücke.

Cl. Sie haben die Beweiserhebung gehört. Ist an den Anführungen gegen Sie irgend etwas Wahres?

W. Absolut nichts Wahres, an allen Aussagen wider mich.

Hierauf findet ein Kreuzverhör des Angeklagten durch Mr. Gill statt. Derselbe verliest ein Gedicht Lord Alfred Douglas' aus dem „Chameleon", betitelt „In Praise of Shame", über dessen Interpretation sich eine Kontroverse erhebt. Wilde erklärt, Shame sei in dem Gedicht in dem Sinne zu nehmen, daß eine bescheidene Zurückhaltung darunter verstanden wäre. Uebrigens könne man ihm nicht zumuten, Anderer Gedichte zu interpretieren.

Man kommt auf das Gedicht „Two Loves".

Gill. Wurde dies Gedicht Ihnen erklärt?

W. Ich denke, das ist an sich klar.

G. Es ist also kein Zweifel darüber, was es meint?

W. Sicher nicht.

G. Was ist also die Liebe, die davon geschildert?

Wilde proklamiert die freie geschlechtslose Liebe.

W. Die Liebe, die in diesem Jahrhundert ihren Namen nicht nennen darf, das ist eine so große Zuneigung eines älteren Mannes zu einem jüngeren, wie sie zwischen David und Jonathan bestand, wie sie Plato zur Grundlage seiner Philosophie machte und wie wir sie in den Sonetten Michel Angelos und Shakespeares finden — jene tiefe geistige Neigung, die ebenso rein wie vollkommen ist und die großen Werke der Kunst eingiebt — jene Shakespeare's oder Michel Angelo's, oder jene beiden Briefe von mir — jene Liebe, welche in unserm Jahrhundert mißverstanden wird, so mißverstanden, daß wegen ihr ich jetzt da bin, wo ich mich heute sehe. Sie ist schönheitsvoll, sie ist herrlich, sie ist die edelste Form jedweder Zuneigung. Sie ist geistig, und sie besteht stets zwischen einem älteren Mann und einem jüngeren, wenn der ältere geistvoll ist und der jüngere noch seine unberührte, frische Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit besitzt. Daß es so sein muß, will die Welt nicht verstehen. Sie höhnt und stellt bisweilen an den Pranger wegen dieser Liebe.

(Bei dieser Stelle ertönt lauter Beifall von der Zuschauertribüne, so daß der Richter die Räumung der Galerie androht.)

Gill. Sie wohnten mit Lord Alfred Douglas im Savoy-Hôtel, Anfang März 1893?

W. Ja.

Das Savoy-Hôtel.

G. Und dann bezog er eine Privatwohnung?

W. Ja.

G. Sie werden wahrscheinlich behaupten, daß die Bekundungen der anläßlich des Falles vernommenen Zeugen unwahr seien?

W. Völlig unwahr.

G. Hörten Sie das Zeugnis des Dieners aus dem Savoy?

W. Ja. Es ist völlig unwahr.

G. Hatten Sie in jener Woche einen kleinen Streit mit Lord Alfred Douglas?

W. Nein, wir stritten nie — vielleicht eine kleine Differenz. Bisweilen sagte er Dinge, die mich schmerzten, und bisweilen sagte ich Dinge, die ihn schmerzten.

G. Hatte er jene Woche etwas Unfreundliches gesagt?

W. Ich vergesse stets absichtlich, wenn er etwas Unfreundliches sagt.

Es folgt die Verlesung der beiden Briefe an Lord Douglas, die aus dem andern Prozeß bekannt.

W. erklärt, es sei nichts in denselben, dessen er sich zu schämen hätte.

Er wird darauf über Einzelheiten aus den Zeugenaussagen der Bediensteten des Savoy-Hôtels befragt.

W. (heftig): Wie kann ich auf die Behauptungen der Diener, über solche Kleinigkeiten, antworten, zwei Jahre nachdem ich das Hôtel verlassen. Es ist das kindisch. Ich habe ja seitdem fortwährend in dem Hôtel gewohnt.

G. Sie hatten doch Gelegenheit, den Schriftsatz über Antritt des Wahrheitsbeweises im Queensberry-Prozeß zu sehen und auch die verschiedenen Namen?

W. Ja.

G. Und Sie wußten auch, daß die Geschworenen ein Verdikt abgeben würden, der Wahrheitsbeweis sei geführt?

W. Nein, das wußte ich nicht. Ich war nicht bei der Verhandlung, und ich wußte von meinem Anwalt nur, daß von den Geschworenen kein Verdikt auf Schuldig zu erlangen wäre.

G. Was ist unwahr an der Aussage Shelleys?

W. Sein Bericht über die Vorgänge ist durchaus unwahr. Wahr ist, daß er mit mir im Independent-Theater war, aber in einer Loge mit mehreren Freunden. Shelley hatte die Gewohnheit, mir krankhafte Briefe zu schreiben, in welchen er sagte, er wäre ein großer Sünder und müsse religiösen Trost suchen.

G. War Parker mit im Savoy?

W. Niemals.

G. Versuchte Atkins Erpressungen?

W. Niemals. Der Bericht, den er von dem Diner in London gegeben, ist ungeheuer entstellt.

G. Wie lernten Sie Taylor kennen und warum verkehrten Sie bei ihm?

W. Mr. Schwabe stellte ihn mir vor. Ich besuchte Taylor, weil ich dort Schauspieler und Sänger traf.

G. Kam Ihnen Straße, Haus und Einrichtung nicht sonderbar vor?

W. Ebenso wie das, was man in Frankreich die bohême nennt.

G. Haben Sie in Calais einen Knaben namens Tankard gesehen?

W. Nein.

G. Besinnen Sie sich, im Hôtel zu Calais, vor kurzem, als Sie mit Lord Alfred Douglas reisten.

W. Ach das ist wohl der Hôtelbursche! Dann habe ich Tankard allerdings gesehen.

G. Was nun Ihre Freundschaft für all die Personen angeht, die ich nannte, so muß ich also annehmen, Mr. Wilde, daß Sie für die alle jene tiefe Zuneigung eines älteren Mannes für einen jüngeren empfanden, die Sie vorhin beschrieben?

W. Warum nicht gar. Das fühlt man nur einmal in seinem Leben.

Hierauf folgt das Verhör Taylors.

Taylor wird verhört.

Taylor giebt über seine persönlichen Verhältnisse Auskunft. Sein Vater habe früher ein großes Geschäft gehabt, das jetzt eine Genossenschaft übernommen hätte. Er sei in Marlborough erzogen, dann war er bei einem Privat-Tutor in Preston bei Brighton. Dann diente er in der Miliz; als er 1883 majorenn wurde, kam er in den Besitz eines Vermögens von 45000 Pfund. Die gegen ihn gerichteten Anklagen seien sämtlich unwahr.

Das Kreuzverhör ergiebt nichts Wesentliches. Sir Clarke's Plaidoyer für Wilde.

Es folgt das Plaidoyer Sir Edward Clarkes für Wilde.

Nachdem er die tendenziöse Prozeßführung und Fragestellung gerügt, geht er auf die Persönlichkeit Wilde's ein. Derselbe sei kein gewöhnlicher Mensch, er sei ein Mann, der Poesien geschrieben, glänzende Dramen und reizende Essays, einen Mann, der von Jugend auf die Litteraturen der ganzen Welt studiert und namentlich auch des klassischen Altertums. Wenn ein solcher Mann einen Brief schreibe, der gewöhnlichen Leuten übertrieben und sonderbar erscheine, so müsse man erwägen, daß er eben andere Ideen und Ausdrücke habe, und wenn ein solcher Mann sich soweit vorwage und sage, er schrecke nicht vor dem Urteil der ganzen Welt zurück, so sei kein Grund, ihn für unglaubwürdig zu halten. Was für Leute seien denn als Zeugen gegen ihn aufgeboten worden? Eine höchst fragwürdige Sorte von Erpressern, und Shelley, der habe ja selbst erklärt, daß er zu der Zeit geisteskrank gewesen, als er die Briefe geschrieben, die produziert worden. Er wisse wohl, wie schwer es für die Geschworenen sei, ihren Geist freizumachen von etwas, das sie gehört, das behauptet worden; dennoch bitte er sie, nur dem Teil der Beweisaufnahme einen Platz in ihrem Geiste zu verstatten bei der Abwägung des Urteils, der von völlig einwandsfreien Leuten herrühre. Dann hoffe er bestimmt, das Verdikt der Geschworenen werde einen der berühmtesten Tagesschriftsteller und die ganze Gesellschaft von einem ihr aufgehefteten Flecken befreien.

Das Plaidoyer dauerte zwei Stunden, und ihm folgte ein wahrer Beifallssturm von der Tribüne.

Hierauf folgt das Plaidoyer Grain's für Taylor. Grain's Plaidoyer für Taylor.

Der Anwalt bemerkte, es sei eine überaus bezeichnende Thatsache, daß mit allen Hilfsmitteln, mit denen gearbeitet worden, Polizei und Detektives, in der ganzen langen Zeit der beiden Prozesse es nicht gelungen sei, für eines der zahl-

reichen von Taylor bewohnten Logis das nachzuweisen, was von den Hauptzeugen angeführt worden sei. Und was die letztern angehe, so sei Parker ein notorischer Erpresser, und der Zeuge Atkins sei am Sonnabend als Meineidiger entlarvt worden.

Nach einer Entgegnung Mr. Gill's vertagt sich der Gerichtshof.

Schlußverhandlung vom 1. Mai 1895.

Die Sitzung beginnt $10^1/_2$ Uhr.

Des Richters Resumé.

In einer dreistündigen Rede giebt der Vorsitzende, Richter Charles, das Resumé (summing up) des Prozesses.

Zunächst müsse er die Geschworenen bitten, in diesem Falle, der zu so zahlreichen Beeinflussungen, namentlich durch die Berichte und Meinungen der Presse, sich leihe, — habe man doch in der letzten Zeit keine Tageszeitung zur Hand nehmen können, ohne auf den Fall Wilde zu stoßen — in diesem Falle streng auseinanderzuhalten, was die Beweisaufnahme vor dem Gerichtshof ergeben, und was sie sonst gehört.

Von der Anklage wegen Verabredung zur Begehung strafbarer Handlungen werde Abstand genommen. Was nun die Zeugen gegen die Angeklagten beträfe, so sei allgemein die Bemerkung zu machen, daß zwar nicht das englische Gesetz, aber eine zweihundertjährige Gerichtspraxis den Grundsatz festgelegt, eine

Das prozessuale Prinzip der Corroboration.

Jury könne keinen Angeklagten auf das blose Zeugnis von Mitschuldigen hin verurteilen, dies Zeugnis müsse anderweitig gestützt (corroborated) sein. Das sei eine weise Regel der Praxis; denn welch schrecklichen Gefahren möchten sonst Unschuldige ausgesetzt sein von Seiten böswilliger, rachsüchtiger Gegner? Wären also in diesem Falle die Zeugnisse der jungen Leute, die ausgesagt, nicht anderweit gestützt, so würde er ohne weiteres einen Freispruch verlangen. Nun sei er aber der bestimmten Meinung, die Aussagen der Zeugen seien

anderweitig gestützt in dem Sinne, wie es das Gesetz verlange. Man könne freilich nicht erwarten, daß die Zeugnisbestätigung (corroboration) eine solche durch Augenzeugen sei, aber sie beträfe doch wenigstens die Bekanntschaft jener Zeugen mit den Angeklagten und manche andern Einzelheiten der Erzählungen, welche sie gegeben hätten.

Die drei Zeugen Parker, Wood und Atkins seien nun allerdings nicht bloß Schuldige, sondern auch Erpresser, Sir Edward Clarke habe sie in seinem gestrigen beredten Plaidoyer treffend geschildert; bei Atkins hätten sie selbst gesehen, wie derselbe die gröbsten Lügen vorgebracht, und das mit Vorbedacht. Andererseits dürfe man aber auch nicht übersehen, daß diese jungen Leute sich als von dem Charakter präsentiert hätten, wie er vorausgesetzt werde, wenn die Anklage wahr sein solle.

Die Unzulässigkeit litterarischer Indizienbeweise.

Was nun das anlange, was Sir Edward Clarke den „litterarischen Teil" des Falles genannt habe, so suchte das Kreuzverhör aus den Werken „Dorian Grey" und dem „Chameleon" nachzuweisen, daß Oskar Wilde ein Mann von sittenlosen Prinzipien sei. Er gestehe, er halte es für seine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß man in einem Kriminalfall nicht die Werke eines Menschen zu Schlüssen auf einen bösen Charakter benutzen solle. Man dürfe doch einen Dichter nicht mit den Gestalten verwechseln, welche er schaffe. Aus dem vorigen Jahrhundert zumal könne man eine ganze Anzahl Litteraturgrößen nennen, die wahre Scheusale in ihren Dichtungen vorführten, und doch seien sie im Leben ganz harmlose und wohlanständige Leute gewesen. Entschieden absurd aber sei es, wie dies beim „Chameleon" versucht worden, Schlüsse auf Wilde's Charakter zu ziehen aus Werken, die er weder geschrieben noch überhaupt gesehen.

Er komme dann zu den beiden Briefen, welche Wilde geschrieben. Oskar Wilde habe gesagt, daß er sich derselben in keiner Weise schäme, sie atmeten wohl die Sprache der

Neigung und Leidenschaft, nicht aber die Sprache einer unlauteren Neigung. Er habe auch von jener Liebe gesprochen, welche auch Shakespeare besungen und welche Plato als den Anfang der Weisheit gerühmt. In dieser Sache müsse er es den Geschworenen überlassen, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Die Glaubwürdigkeit der Zeugen.

Nun gehe er auf die einzelnen Zeugen ein. Da hätte die Jury eine schwierige Aufgabe. Shelley sei zwar bei der betreffenden Gelegenheit wohl halb betrunken gewesen, auch sei er Mitschuldiger; aber seine Aussage sei doch durch mancherlei gestützt worden. Auch sei er nicht mit dem Flecken des Erpressertums behaftet. Shelley hätte den Eindruck hervorbringen wollen, als sei das, was er angeführt, gegen seinen Willen geschehen; aber damit könne man schwer die Thatsache vereinen, daß er nachher mehrfach freiwillig in Wilde's Gesellschaft gewesen. Der Angeklagte habe zwar die gravierende Aussage geleugnet; es sei aber kaum abzusehen, weshalb Shelley eine ihn selbst so unangenehm bloßstellende Geschichte erfinden sollte. Seine Briefe hätten ihn zwar als sehr aufgeregt und nervös erscheinen lassen, darum sei aber noch nicht gesagt, daß er geisteskrank.

Nachdem Mr. Charles den Zeugen Atkins, den er als höchst unglaubwürdig bezeichnete, und Wood und Parker charakterisiert, kam er zu Mavor. Gegen die Unverdächtigkeit von dessen Zeugnis lasse sich nichts einwenden, seine Aussage hätte aber auch nichts für Wilde irgend wie direkt Belastendes ergeben und spräche so eher für dessen Schuldlosigkeit.

Die Uneinigkeit der Geschworenen

Nach einigen allgemeinen Bemerkungen an die Geschworenen ziehen sich diese zurück.

Nach 3 Stunden 40 Minuten treten dieselben wieder ein.

Die Angeklagten werden vorgeführt, Wilde ist unbewegt, Taylor lächelt.

Der Richter. Ich vernehme meine Herren Geschworenen, daß Sie nicht zu einem Ergebnis zu kommen vermögen.

Der Obmann. So ist es, Mylord.

(Große Sensation im Zuhörerraum.)

Richter. Wollen Sie mich irgend etwas fragen, nach dessen Beantwortung Sie hoffen, zu einem Verdikt zu kommen?

Obmann. Wir glauben nicht, überhaupt zu einem Verdikt kommen zu können.

Richter. Wenn Sie sich wieder zur Beurteilung zurückziehen, ist dann Aussicht, daß Sie zu einem Resultat kommen werden?

Obmann. Ich habe die Frage meinen Mitgeschworeuen vorgelegt und sie sagen, es ist keine Aussicht.

Richter. Ich bin nicht willens, irgend etwas zu thun, was aussehen könnte, als wollte ich die Jury zwingen, zu einem Verdikt zu kommen. Sie haben ohne Zweifel ihr Bestes gethan, um zu einer Einigung über die vier vorgelegten Fragen zu kommen?

Obmann. Das haben wir.

Richter. Andererseits sind die Unbequemlichkeiten eines neuen Prozesses sehr groß, und wenn irgend eine Aussicht, würde ich Sie bitten, doch noch eine Beratung zu versuchen.

Obmann (nach Besprechung mit den Mitgeschworenen): Wir haben die Sache hin und her überlegt drei Stunden lang, aber es ist unmöglich, zu einem Urteil zu kommen.

Nach einer Kontroverse zwischen Mr. Gill und Sir Edward Clarke darüber, ob die zu entlassende Jury noch erst das Verdikt über die fallen zu lassende Anklage wegen Verabredung zu gemeinsamem Delikt (conspiracy) abgeben soll, entscheidet der Richter in Sir Clarke's Sinne.

Richter. Wegen strafbarer Verabredung finden Sie die Angeklagten nicht schuldig?

Obmann. Nicht schuldig.

Richter. Wegen allen übrigen Anklagepunkten können Sie zu keiner Einigung kommen?

Obmann. So ist es.

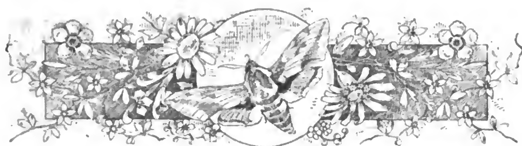
Richter. Da die Dinge, welche den Gerichtshof so lange beschäftigt haben, unentschieden bleiben, so entlasse ich Sie, meine Herren.

Die Jury entfernt sich.

Wegen eines Antrags auf Haftentlassung der Gefangenen verweist der Richter auf besonderen Antrag an den Plenarhof. (Judge in Chambers.)

Mr. Gill erklärt, daß die Sache in der nächsten Session aufs Neue vorgebracht werde.





IV.

Zweiter Prozeß vor dem Central=Criminalhof.

(22.—26. Mai 1895.)

Verhandlung vom 22. Mai 1895.

Oskar F. P. Flakertie Wills Wilde erscheint wieder unter der Anklage zahlreicher Vergehen gegen die Criminal Law Amendment Act. Der Gerichtssaal ist überfüllt, der Marquis of Queensberry ist im Zuhörerraum.

Richter ist Mr. Wills.

Von seiten der Anklage sind erschienen der Generalstaatsanwalt (Solicitor General) Sir F. Lockwood, Mr. C. F. Gill, Mr. Avory; von seiten der Verteidigung Sir Edward Clarke, Mr. Charles Mathews und Mr. Travers Humphreys.

Der Generalstaatsanwalt giebt ein Exposé der inkriminierten Handlungen des Angeklagten, die angeblich in die Zeit vom 20. Februar bis Oktober 1893 fallen, und behauptet, daß der Indizienbeweis in der Hauptsache und innerhalb der in solchen Fällen gesteckten Grenzen ausreichend geführt sei. (In the main amply corroborated.) Eröffnung.

Shelley. Darauf wird Edward Shelley vernommen, der behauptet er sei vor der Zeit, da er Wilde gekannt, ein zufriedener, glücklicher Junge gewesen, während der Verteidiger Wilde's, Sir Clarke, den Nachweis zu führen sucht, daß Shelley an melancholischen Wahnideen leide, wie ja auch sein Bruder wegen Geisteskrankheit erwerbsunfähig sei.

Wood. Alfred Wood, dessen Vernehmung darauf erfolgt, bekundet im Kreuzverhör durch Sir Clarke, daß er ohne Beschäftigung, nur bei Wettrennen thätig sei und jetzt bei einem Detektiv im öffentlichen Dienste wohne. Er habe letztes Jahr von Allen 175 Pfund erhalten, welcher seinerseits 400 oder 500 Pfund von einem Herrn bekommen hätte. Er hätte nichts gethan, um das Geld zu verdienen, sie hätten es durch die Handlungen des Charles Parker gewonnen. Er hätte allerdings auch aus dem Testament seines Vaters 88 Pfund 2 Schill. 6 Pence erhalten. Als er nach Amerika gegangen sei, hätte er zu Wilde gesagt, er wolle von ihm, Wilde und Douglas fort; im Kreuzverhör giebt er dann aber zu, er hätte auch Allen als den bezeichnet, von dem er fortgewollt habe.

Parker. Es folgt die Aussage des Charles Parker, die sich mit der im ersten Prozeß gemachten deckt. Im Kreuzverhör durch Sir Clarke giebt er zu, daß er die ganze Zeit des Prozesses auf Kosten der Gegenpartei unterhalten worden sei.

Oskar Wilde wird gegen Kaution entlassen.

Verhandlung am 23. Mai.

Das Verhör betrifft die Vorgänge im Savoy-Hôtel und in Parkwalk, Chelsea. Neue Thatsachen werden nicht vorgebracht. Es folgen Protokollverlesungen aus dem vorigen Prozeß, die oben genannten Punkte betreffend.

Die Kontroverse über die Juryfähigkeit des Falls. Darauf erhebt sich eine Diskussion über den Charakter des Beweismaterials. Sir Clarke behauptet, der Fall liege so, daß man nicht an die Jury gehen könne.

Generalstaatsanwalt. Die Frage ist ganz und gar eine solche nach dem Umfang und Belang des Beweismaterials, und die Entscheidung hierin muß den Geschworenen überlassen bleiben. Der Verteidiger hat behauptet, wenn die Indizien im Savoy-Hôtel strafbare Handlungen erwiesen hätten, so wäre man dort schon vorgegangen. Es lagen aber schwerwiegende Gründe vor, weshalb die an dem Hôtel interessierten Personen zögern mußten, einen Skandal zu schaffen. Ob das ein schönes Motiv sei, wolle er dahingestellt sein lassen, aber offenbar mochte dasselbe in einer solchen Sache wohl wirken.

Richter Wills. Es sei das eine Sache, die gerade auf der Grenze stehe, und zwar so dicht an der Grenze, daß er es für sicherer und weiser halte, die Entscheidung doch der Jury zu überlassen. Er fühle allerdings, daß die Sache so zweifelhaft, daß er die Entscheidung nötigenfalls dem Criminalappelhof überlassen werde. Er sei geneigt, folgenden Weg einzuschlagen: er werde die Jury darauf hinweisen, daß das Beweismaterial von der leichtesten Art sei, aber daß er meine, die Verantwortlichkeit müßte bei ihnen bleiben. Er könne nicht sagen, daß das ein Fall sei, den er ihnen entziehen könne; er würde ja froh sein, wenn er das könnte, aber sein Pflichtgefühl gebiete ihm etwas anderes.

Sir Clarke weist darauf hin, daß auch die Fälle Shelley, Wood und Parker des unverdächtigen Indizienbeweises ermangelten.

Richter Wills. Der Fall Shelley unterscheide sich doch wesentlich von den anderen. In seinem Falle seien Spuren geistiger Störung und von Sinnestäuschungen, sein ganzes Benehmen auf der Zeugenbank habe eine Exaltation gezeigt, wie sie eine charakteristische Begleiterscheinung gewisser geistiger Störungen sei. Und in seiner Familie käme ja Geisteskrankheit auch sonst vor. Wer seine Briefe gelesen habe, könne unmöglich sagen, daß er darin Geld verlange. Er sehe jedoch keine anderweitige Bestätigung von Shelleys Angaben.

kein geeigneter Gefährte für seinen Sohn. Aber er habe eine eigentümliche Methode eingeschlagen, die Sache zum Austrag zu bringen, eine Methode, die er bei einem Gentleman bislang nicht für möglich gehalten. Der Prozeß Queensberry habe Wilde eine furchtbare Verantwortlichkeit bei seinen Aussagen aufgebürdet, demselben müsse im vollen Umfange zugegeben werden, daß es unmöglich sei, sich zu erinnern, wo und mit wem man zu irgend einem Zeitpunkt vor zwei Jahren gewesen sei.

Was den Brief anlange, so müsse er das Urteil ganz der Jury anheimstellen, doch könne er die Bemerkung nicht unterdrücken, daß er bedaure, daß der Herr Generalstaatsanwalt sich allzusehr an einzelne Ausdrücke gehalten, man müsse den Brief mehr als ein Ganzes auffassen und wissen, daß es eben Leute gebe, die ausschweifend in der Bekundung ihrer natürlichen Gefühle wären. Was die Ermietung von Privatzimmern seitens Wildes anlange, so möchte er daraus keine ihm nachteiligen Schlüsse ziehen, so etwas könne ganz unschuldig sein und werde auch von ganz respektablen Leuten gethan. Die Vorgänge in Titestreet ermangelten des Gegenzeugnisses glaubwürdiger Personen; etwas zu glauben, was Wood gesagt, sei absurd, da dieser zu der niedrigsten Klasse der Verbrecher gehöre.

Wo ist Lord Alfred?

Der Obmann der Jury wünscht zu wissen, ob mit Rücksicht auf die intimen Beziehungen, die zwischen Lord Douglas und dem Angeklagten bestanden, ein Haftbefehl gegen den ersteren erlassen worden sei.

Richter Wills. Ich glaube nicht, uns ist wenigstens nichts bekannt geworden.

Obmann: Oder ist ein solcher erwogen worden?

Richter Wills. Das vermag ich nicht zu sagen, auch können wir dies nicht diskutieren. Der Erlaß eines solchen Haftbefehls könnte sich nicht mit der Intimität beider Teile begründen, sondern nur mit erheblichem Beweismaterial rück-

sichtlich einer bestimmten Handlung. Briefe, die auf gewisse Beziehungen hindeuten, würden dazu nicht ausreichend sein.

Obmann. Wenn wir irgend welche Schuld aus jenem Briefe entnehmen wollen, so würde das doch gleichermaßen auf Lord Douglas zutreffen.

Richter Wills giebt das zu. Das habe aber nichts mit dem gegenwärtigen Prozesse zu thun, worin es sich nur um die Schuld des Angeklagten handle. Indem er auf den Fall mit dem Masseur anspielte, meinte er, darauf allein hin würde er keinen Hund hängen, anders stünde es, wenn man die andern Vorgänge im Savoy-Hôtel damit zusammenhielte.

Die Geschworenen ziehen sich darauf 1/4 4 Uhr zurück. Nachdem sie 2 Stunden beraten, kehren sie zurück und bitten den Richter, das Protokoll der Aussagen von Thomas Price vorzulesen, des Aufwärters am St. James Place, wo Wilde Zimmer gemietet hatte. Das Verdikt der Geschworenen.

Obmann. Es ist also kein Beweis da, daß Charles Parker dort übernachtet hat?

Richter. Nein.

Die Jury zog sich danach abermals zurück, kam aber schon nach wenigen Minuten wieder mit einem Verdikt auf „Schuldig in allen Punkten".

Alfred Taylor war bereits vorher für schuldig befunden worden.

Sir E. Clarke und Mr. Grain, letzterer für Taylor, beantragen Aufschub des Urteils, der Generalstaatsanwalt widerspricht.

Richter Wills giebt dem Ansuchen der Verteidigung nicht statt, sondern wendet sich an die Angeklagten:

Ich habe noch nie einen Fall zu entscheiden gehabt, der so bös gewesen wäre wie dieser. Man muß sich schon Zwang anlegen um sich zu enthalten, den Gefühlen in einer Weise Luft zu machen, welche ich hier nicht gebrauchen darf, Ge- Das Urteil.

fühlen, welche in der Brust eines jeden Mannes aufsteigen müssen, der noch einen Funken von Schamgefühl hat, wenn er die Einzelheiten dieser beiden furchtbaren Verhandlungen sieht. Das die Jury zu einem richtigen Spruch gekommen, daran habe ich nicht den Schatten eines Zweifels, und ich hoffe, daß auf alle Fälle diejenigen, die bisweilen glauben, daß ein Richter lau ist in Sachen der Anständigkeit und Sittlichkeit, weil er dafür sorgen muß, daß kein Vorurteil in den Fall Eingang finde — daß jene Leute einsehen mögen, daß das alles sehr wohl verträglich ist mit einer ernsten Entrüstung über die schrecklichen Verbrechen, deren Sie, beide Angeklagte, schuldig befunden worden. Es wäre nutzlos, Ihnen Moral predigen zu wollen. Leute, welche diese Dinge thun können, müssen taub sein für die Stimme des Anstandes. Daß Sie, Taylor, ein unmoralisches Haus unterhielten, kann nicht bezweifelt werden; und daß Sie, Wilde, der Mittelpunkt einer ausgedehnten Korrumpierung junger Leute in der scheußlichsten Form gewesen sind, ist gleichermaßen unmöglich zu bezweifeln. Ich kann unter diesen Umständen nicht anders als das strengste Urteil zu fällen, welches das Gesetz gestattet, und meines Erachtens ist dasselbe noch völlig unzureichend für solch einen Fall. Das Urteil für jeden von Ihnen lautet auf 2 Jahre Zuchthaus (to be imprisoned and kept to hard labour for 2 years).

Wilde. Darf ich etwas bemerken?

Richter Wills erhebt abwehrend die Hand, und die Gefangenen werden abgeführt.

Der Marquis of Queensberry und Lord Douglas of Hawick waren bei der Verkündung des Urteils anwesend.





V.

Wilde im Zuchthaus.

Die Gefangenen, welche vom Urteil niedergeschmettert schienen, brachte man nach dem Pentonvillegefängnis. Nachdem ihre Personalien daselbst festgestellt, wurden sie einer ärztlichen Untersuchung unterworfen, nach der sie durch die Hände der Wärter des Gefängnisbades gingen; dann wurde ihnen das Haar geschoren, sie bekamen Zuchthauskleider.

Die Abführung.

Am darauffolgenden Sonntag bereits hatten beide dem Gefängnisgottesdienst mit den anderen Sträflingen beizuwohnen. Im übrigen hatten sie strenge Einzelhaft zu erleiden, im Urteil war bemerkt, daß sie nur viermal im Jahr den Besuch von Verwandten und Bekannten empfangen dürften, tadelloses Verhalten im Zuchthaus vorausgesetzt.

Die Behandlung, welche Wilde durchzumachen hatte, war eine sehr harte. Die englischen Gefängnisse sind dieserhalb bekannt. Die verwöhnte Natur des Verurteilten vermochte dies denn auch nicht auszuhalten, er kam körperlich sehr herunter. In den ersten Januartagen 1896 besuchte Eduard Conte Oskar Wilde im Gefängnis zu Reading. Er sah furchtbar aus. Seine Finger schwärten und bluteten, was der feinfühlige Dichter dem Besucher zu verbergen trachtete.

Das Zuchthaus und Wilde's Bankerott.

Abgemagert war er zum Skelett, seine Kinnlade hing lose herab. In seinen tiefliegenden eingesunkenen Augen sah Conte den keimenden Wahnsinn lauern, der eine der Erniedrigung und Mißhandlung preisgegebene Natur von dem unbändigen Stolze Wilde's unfehlbar befallen muß, und den nur die heroische Energie des Mannes noch niederzuhalten schien. Bereits im Juni 1895 ging das Gerücht in London, er sei wahnsinnig geworden, doch wurde dasselbe vom Gefängnisdirektor sofort dementiert. Wilde war erst nach Wandsworth überführt worden.

Im Herbst erschien er abermals vor den Schranken des Gerichts, diesmal aber des Civilgerichts (der Bankruptcy Court), um sich wegen Bankerotts zu verantworten. Er machte damals schon körperlich den Eindruck eines völlig gebrochenen Mannes. Der Zusammenbruch seines Vermögens war durch den unglücklichen Ausgang seiner Prozesse gegen den Marquis direkt veranlaßt worden. Sein Einkommen aus Büchern und Theaterstücken hatte 2000 Pfd. Sterl. jährlich betragen, bei seiner Heirat im Jahre 1884 hatte er von dem Eigentum seiner Frau eine jährliche Rente von 800 Pfd. Sterl. erhalten, durch das Testament seines Vaters besaß er ein kleines Gut in Irland, das ihm 100—150 Pfd. Sterl. jährlich brachte, so daß sein Gesamteinkommen gegen 3000 Pfund Sterling (60000 Mark) betrug. Dem standen aber die hohen Ausgaben seiner kostspieligen Lebenshaltung gegenüber, er gab jährlich 2900 Pfd. Sterl. aus 1893 und 1894. Der Konkurs wurde nach den kostspieligen Prozessen unvermeidlich, sein Mobiliar in Titestreet wurde verkauft.

Marquis Queenberry's Söhne.

Die Bürgschaft während des zweiten Prozesses hatte Lord Douglas geleistet, der in der Sache keineswegs der Ansicht seines Vaters, sondern seines Bruders Alfred war, wie er denn auch den ganzen Skandal hatte vermeiden wollen. Aus Rache dafür sandte der Marquis seiner Schwiegertochter, Lady Douglas, Zeitungsausschnitte, die Wilde's Freunde und

Genossen als widerliches Gewürm (loath some reptiles) bezeichneten, ja er sandte seinem Sohn sogar eine Herausforderung zum Zweikampf, zum Faustkampf, nachdem es vorher schon zu einem thätlichen Rencontre gekommen.

— — — — — — — — — — — —

Das grausige Drama „Fall Wilde" ist zu Ende. — Das Opfer eines barbarischen mittelalterlichen Gesetzes, der bisher unbescholtene berühmte Dichter, der überlegene Geist ist am 1. Dez. 1900 in Paris im Alter von 44 Jahren gestorben. — —

Die Zeit aber, in welcher die wissenschaftliche Erkenntnis über das Wesen der Homosexualität auch in die weitesten Schichten der Bevölkerung dringen wird, ist nicht mehr fern. Mit dem Sitze in Charlottenburg und Leipzig hat sich ein „Wissenschaftl.-humanitäres Komitee" gebildet, welches es sich zur Aufgabe setzte, auf Grund der Selbsterfahrung von Tausenden und sicher gestellter Forschungsergebnisse Klarheit darüber zu schaffeu, daß es sich bei der Liebe zu Personen gleichen Geschlechts um eine Naturerscheinung handelt, und dafür zu arbeiten, daß der § 175 R.-Str.-G.-B., dessen bloßer Bestand für jeden konträrsexuell Empfindenden, auch wenn er sich tadellos führt, eine fortgesetzte Beschimpfung und Beschuldigung bildet, abgeschafft wird. Näheres über dieses Komitee, dessen Arbeiten jeder wahre Menschenfreund fördern sollte, findet sich am Schluße dieses Buches.



Zweiter Teil.

Das Interview.

Die Vorgeschichte.

Im Spätherbst vorigen Jahres ging die Nachricht durch die Zeitungen Englands, Frankreichs und Deutschlands, daß eine Anzahl hervorragender Männer der erstgenannten beiden Länder eine Petition zu Gunsten Oskar Wilde's vorbereiteten, für die sie Unterschriften sammelten. Es waren zumeist Männer der Litteratur, die für ihr unglückliches oder schuldiges Mitglied eintreten wollten und also Wilde doch eher für unglücklich als für schuldig halten mochten. Daß die Initiative von Frankreich ausging, war um so erklärlicher, als in diesem Lande auf die Oskar Wilde zur Last gelegten Vergehen überhaupt keine Strafe steht.

Ein Vortrag in den Germaniasälen.

Auch in Deutschland erhoben sich Stimmen, welche die Verurteilung Wilde's für einen Justizmord erklärten. So hielt im November v. J. der bekannte Naturprediger Johannes Guttzeit in den Germaniasälen (Chausseestraße) zu Berlin einen Vortrag über „Edle Sinnlichkeit und Geschlechtsneigung zum gleichen Geschlecht“. Darin kritisierte Guttzeit den heutzutage herrschenden Begriff von Sittlichkeit, der die reinste und edelste Liebe oft als unsittlich bezeichne, während er über die schmutzigsten Sünden einen Schein von Heiligkeit ziehe. Er verlangte für jeden Einzelnen freies Recht zur Liebe nach den Forderungen der Natur, d. h. der Natur jedes Einzelnen.

Die geistige und körperliche Liebe müsse dabei stets vereinigt sein, jede Trennung der beiden sei unsittlich. Nur durch den Zwang, der auf der Liebe laste, sei die Sinnlichkeit ausgeartet, wirklich freie und natürliche Liebe regele sich selbst derart, daß auch eine Uebervölkerung nicht zu befürchten stehe. Aus diesem Gedankengange urteilte er äußerst wohlwollend über die Klasse jener Leute, die geistig und teilweise auch körperlich Zwitter seien und bei denen trotz der äußern Kennzeichen des einen Geschlechts seelisch das andere Geschlecht überwiege. Sie dürfe man nicht als Verbrecher betrachten, um so weniger als sie in vielen Fällen durch den gleichzeitigen Besitz männlicher und weiblicher Eigenschaften edler seinen als andere, wie ja auch erste geistige Größen, Dichter, Gelehrte, Staatsmänner, zu dieser Klasse gehört hätten. Und darum hätte auch der Fall Oskar Wilde näher untersucht werden müssen, als dies geschehen.

Eine Anzahl Herren, zu denen auch der Verfasser gehörte, trat damals in eine Diskussion über den Gegenstand und etwaige Schritte zu Gunsten Wilde's ein. Es wurde die Idee angeregt, Autoritäten über die delikate Angelegenheit zu konsultieren und alsdann die öffentliche Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Da entstand die schwierige Frage, wer bei der Beurteilung des Falles Wilde als Autorität gelten könne. Es wurden Krafft-Ebing in Wien, der Verfasser der bekannten „Psychopathia sexualis“, und Albert Moll in Berlin, der Verfasser der „Konträren Sexualempfindung“, in Vorschlag gebracht, dagegen aber angeführt, das der Standpunkt dieser Herren über Homosexualität doch schon zu allgemein bekannt sei, sie hielten sie eben für eine Krankheit.*) Darauf wurden mehrere berühmte Homosexuale genannt,

*) Dieser Standpunkt ist inzwischen seitens Kraft-Ebings verlassen, wie aus seinem hochinteressanten Artikel im „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“ III. Jahrg. 1901 (Verlag von Max Spohr in Leipzig) hervorgeht. Der Verleger.

darunter ein früherer Reichstagsabgeordneter, der auch litterarisch hervorgetreten. Es wurde aber bezweifelt, daß derselbe für ein Interview zugänglich sein würde.

Eine Katastrophe in Deutschland.

Da erzählte einer der Herren, daß vor einer Reihe von Jahren in einer westlichen Provinz Deutschlands, wo früher nicht der anachronistische § 175 des reichsdeutschen Strafgesetzbuchs gegolten, nahe der Grenze eines Landes, wo eine Strafbarkeit homosexueller Handlungen auch heute nicht besteht, eine eigenartige, etwas international angehauchte Geschichte vorgekommen sei, in welche als Hauptperson ein jetzt ziemlich bekannter Schriftsteller verwickelt war. Auch da, in jener althistorischen Stadt, sollte ein Haus gewesen sein, freilich ganz anderer Natur wie ein Privathaus, worin ähnliches vorgekommen sein sollte wie in dem Taylor'schen zu London, und jenem Schriftsteller war nachgesagt worden, daß auch er seine erotischen Neigungen aus dem klassischen Altertum entlehnt. Da war das Unerwartete geschehen, der vermeintliche Sokrates trat als Ankläger auf, und Staatsanwaltschaft und die höchsten Provinzialbehörden hatten eine delikate Aufgabe zu lösen, anscheinend so schwer, daß der verantwortliche Ressortchef bei der plötzlichen Nachricht vom Schlage getroffen ward. Aber die Sache nahm eine unerwartete Wendung: mehrere Personen reisten ins Ausland, und auch der Ankläger, der zahlreiche internationale Beziehungen besaß, war plötzlich in Unteritalien. In der Stadt aber ging das Gerücht von einem psychiatrischen Gutachten, das der Freund eines andern Hauptbeteiligten ausgestellt. Der damalige Ankläger aber sei heute auf der Durchreise in Berlin, und ihn halte er für die berufenste Autorität, um im Falle Wilde ein Urteil abgeben zu können.

Nachdem alle Herren über seine Persönlichkeit ausreichend informiert, übernahm es der Verfasser dieser Schrift, jenen Herren, den wir Herr X. nennen wollen, in seinem Hôtel aufzusuchen.

Der Verfasser wurde vorgelassen und traf in X. einen Herrn, der, anscheinend in mittleren Jahren, weder durch sein Aeußeres noch durch seine Bewegungen und Sprechweise sich von dem gebildeten Durchschnittsmenschen irgendwie unterschied. Das Gespräch, welches von Herrn X. erst mit etwas wie erstaunter Zurückhaltung geführt wurde, nahm bald einen lebhafteren Verlauf. Im Folgenden ist dasselbe — allerdings aus dem Gedächtnis — möglichst getreu wiedergegeben.

Das Interview.

Die Einführung.

Ich. Gern gebe ich zu, daß mein Ansinnen ein etwas ungewöhnliches ist, andererseits glaube ich, daß Sie am wenigsten das Gewöhnliche zur Richtschnur Ihres Handelns machen.

Er. Ich nehme das Kompliment an, glaube aber, daß meine Gefälligkeit Ihnen wenig Nutzen bringen wird. Wozu soll ich mich über einen Mann äußern, den ich persönlich gar nicht kenne, und über eine Sache, die in Deutschland jeder gesetzlich gezwungen ist, ebenfalls nicht zu kennen.

Ich. . . . Die aber darum nicht aufhört zu sein, dünkt mich! Und es will mir weiter scheinen, daß seit etwa zehn Jahren sie mehr und mehr ernstere Beachtung findet. Solche Fälle wie der Wildes sind meines Erachtens symptomatisch, und wir haben deren mehr gehabt. Erinnern Sie sich an Wilhelmi Möller, an die Vay, an Whitney?

Wilde's Fall — ein symptomatischer.

Er. Ich kenne alle diese Fälle; sie sind aber gar nicht symptomatisch, mit Ausnahme vielleicht des Falles Wilde. Und auch der nicht an sich, sondern wegen der Art, wie Wilde dabei auftrat.

Ich. Aber es handelt sich doch in allen diesen Fällen um überaus charakteristische Homosexualität?

Das Mannweib von Kopenhagen.

Er. Zweifellos. Wilhelmi Möller, Vorsteher des Kinderheims Kana in Kopenhagen, hatte sein Amt in der Verkleidung

einer Frau erlangt und verwaltet, wozu ihm seine völlige Bartlosigkeit zu statten kam. Er hatte in einer Art ehelichen Verhältnisses zu seinem Pflegebefohlenen, dem 15jährigen Knaben Volmar Sjogren gestanden, diesen aber schließlich vergiftet. Dabei kam es heraus, daß Wilhelmi ein Mann war. Vom Richter befragt, wie er denn den Knaben hätte töten können, den er so sehr geliebt, entgegnete Wilhelmi: „Gerade weil ich ihn so liebte, konnte ich es thun. Ich hatte den Knaben verdorben, darum nahm ich ihm das Leben". Ohne Wilhelmi gekannt zu haben, erkläre ich ihn nach dieser Aeußerung für einen Päderasten von jenem isolierten Typus, wie sie zu allen Zeiten vorgekommen sind, ohne auf ihre Zeit den geringsten Einfluß ausgeübt zu haben. Sein Fall kann also nicht symptomatisch sein.

Ich. Halten Sie ihn für zurechnungsfähig? Litt er nicht an religiösem Wahnsinn?

Er. Soweit man aus der Ferne dies sagen kann, haben die Aerzte durchaus recht gehabt, ihn dem Richter zur Verfügung zu stellen.

Ich. Und der Fall Vay?

Der weibliche Mann von Graz.

Er. Die Gräfin Sarolta Vay, welche in Männerkleidern gelebt und in Klagenfurt ein junges Mädchen geheiratet hatte, war eine typische Tribade; für die Ansichten ihrer Zeit über sexuelle Fragen ist sie bedeutungslos.

Ich. Hatten die Aerzte recht, als sie eine auf Neurasthenie beruhende krankhafte Störung ihrer Geistesthätigkeit annahmen?

Er. Sie hatten völlig unrecht, und da in Oesterreich, im Gegensatz zu Deutschland, auch der angeblich widernatürliche Geschlechtsverkehr zwischen Frauen strafbar, gehörte sie nach positivem Recht ins Gefängnis, nicht ins Irrenhaus.

Ich. Halten Sie denn das österreichische oder das reichsdeutsche Gesetz in dem fraglichen Punkte für besser?

Er. Wenn einmal die Homosexualität verfolgt werden

soll, ist es ein Unrecht, das Geschlecht, welches im Geschlechtlichen vermöge seiner sozialen Stellung am meisten heimlich sündigt, straflos zu lassen.

Ich. Sie glauben also, daß homosexuelle Akte bei Frauen häufiger sind als bei Männern?

Er. Sie sind beim weiblichen Geschlecht etwa ein drittel häufiger als beim männlichen; wenigstens gilt dies Verhältnis für Mitteleuropa.

Ich. Beruht Ihre Angabe auf eigener Anschauung, kennen Sie die Frauen?

Er. Mehr, als mir lieb ist.

Ich. Was halten Sie vom Fall Whitney?

Die Urningshochzeit in Berlin.

Er. Der Amerikaner Whitney, dessen Hochzeit in Moabit mit einem ehemaligen Soldaten Moll so ausführlich beschrieben hat, war ein fazetiös angehauchter Effeminierter, bei dem die Extravaganz der Renommisterei mindestens eben so groß war wie die der Neigung. Er ist typisch, typisch für eine Klasse sogenannter Urninge, die seit Ulrichs über ihr Wesen von der Heuchelei zum Irrtum und vom Irrtum zur Heuchelei schwankt. Symptomatisch ist der Fall Whitney aber auch nicht.

Ich. Ich muß gestehen, daß ich Sie nicht ganz begreife. Wann ist ein Fall denn symptomatisch?

Er. Wenn er einen organischen Wandlungsprozeß unseres Gesellschaftskörpers, eine Entwicklungsphase der allgemeinen Erkenntnis und Denkweise anzeigt; wenn ein lebendiger Zusammenhang zwischen Zeitregungen und der Gestaltung eines persönlichen Schicksals die ganze Gesellschaft zu einem Sammeln, einem Selbstbesinnen, einer Konzentration, einer Vertiefung, einer Intuition in einen Ideenkreis, ein Lebensgebiet, eine Streitfrage anregt, die gelöst werden muß.

Das Problem der Homosexualität

Ich. So meinen Sie, daß das Problem der Homosexualität jetzt im Begriff ist, gelöst zu werden? Und Sie erklären das allgemeine Interesse, welches der Fall Wilde

beispielsweise erregt, daraus, daß solche Fälle Vorstufen zur allgemeinen Erkenntnis abgeben?

Er. So ungefähr. Das Problem der Homosexualität steht in der That unmittelbar vor seiner Lösung.

Ich. Vielleicht ist es schon gelöst? Wissen Sie es?

Er. Allgemeine Wahrheiten, welche die Gestaltung der menschlichen Gesellschaft betreffen, werden nur von der Allgemeinheit gefunden: Der Einzelne, der sie findet, wird gesteinigt. Aber selbstverständlich muß es einer zuerst gedacht haben, zuerst gewußt, meinetwegen.

Ich. Hat denn die Lösung des Problems der Homosexualität Einfluß auf die Gestaltung der gesamten sozialen Einrichtungen?

Er. Allerdings: das Problem ist eben ein ganz anderes, als man meint. Ein Vergleich mag Ihnen das Verständnis vermitteln. Früher kannte man keine „soziale Frage", was in alter Zeit an ökonomischem Mangel oder ökonomischer Widerhaarigkeit sich bemerkbar machte, das ressortierte vom Armenpfleger und dem Schergen, das ressortierte von der Polizei. Nun giebt es auch ein großes sozialitäres Gebiet, das teils gar nicht, teils vom Gerichtsarzt noch heute ressortiert, und dazu gehört die Sexualfrage, von der die unter Homosexualität zusammengefaßten Erscheinungen nur ein — völlig unverstandener — Erscheinungsteil sind.

Ich. Das ist mir überraschend, unter diesem Gesichtswinkel habe ich noch nie über den Gegenstand sprechen hören. Ich habe die Homosexualität immer für eine psychopathologische Erscheinung gehalten, auch sind die berühmten Autoren über die Frage ja alle Aerzte, Mediziner.

Er. Ganz recht — und darum ist es kein Wunder, daß dies Problem in eine Sackgasse geraten, in der es unmöglich gelöst werden konnte. So wenig ein Jurist die soziale Frage je lösen wird, so wenig wird ein Mediziner die Sexual- oder die ethische Frage lösen — eher noch umgekehrt.

Ich. Wie? Umgekehrt? Was hat denn die Lebens- und Heilkunde mit der sozialen Frage und das Recht mit der Moral zu thun?

Er. Sie machen Bonmots, ohne es zu wissen, verehrter Herr. Unser Recht hat mit der Moral freilich verteufelt wenig zu thun, und daß unsere heutige Moral recht sei, möchte ich auch bezweifeln. Aber soll es so bleiben? Und daß die sozialen Schäden geheilt werden könnten, ohne daß die Menschen andere würden, das glaubt man schon heute nicht mehr. Der Mensch der modernen Lebensweise ist auch nicht mehr der Mensch der Steinzeit, es leuchtet daher auch dem Laienverstande ein, daß die soziale Frage zugleich eine physiologische ist, sagen wir lieber biologische ist. Und eine biologische, eine ganz wesentlich biologische Frage ist auch die der Homosexualität, keine pathologische zunächst.

Ich. Bedenken Sie aber das reiche klinische Material, welches Krafft-Ebing und Moll in ihren umfangreichen Werken angehäuft haben! (Siehe Fußnote Seite 75. Der Verleger). Irrtümliche Anschauung über Homosexualität.

Er. Noch viel reicher ist das kulturhistorische und ethnographische, das sie und andere bringen, und was Sie klinisches Material nennen, ist oft anekdotenhaftes. Haben Sie einmal beobachtet, was z. B. Moll über Geschichte des sogenannten Uranismus anführt? Ja? Von den alten Asiaten, den Griechen und Römern angefangen, findet er überall Spuren, wo nur Quellen fließen, durch das ganze Mittelalter, bei allen Völkern geht der homosexuelle Faden, und wenn er nach dem Orient oder nach Amerika, nach England oder Italien, nach Rußland oder China oder Afrika blickt, allüberall dasselbe. Und ganze Völker, ja die meisten und zahlreichsten Völker haben die homosexuelle Liebe als etwas Selbstverständliches recipiert, sie vielleicht hintansetzend, aber nicht verfolgend. Und ist Ihnen da niemals der Gedanke gekommen, wie beschränkt es doch sein möchte, an diese generelle biologische Formation mit dem dürftigen konventionellen Apparat der

37 fragwürdigen Schablonen unserer heutigen Psychopathologie heranzugehen? Oder gar der moralischen Vorurteile?

Ich. Sie setzen mich in Erstaunen. Nach Ihnen ist der Homosexuelle überhaupt nicht anormal?

Er. Der Homosexuelle! Ja, wissen Sie denn so genau, daß es etwas derartiges überhaupt giebt, was man „der Homosexuelle“ nennen könnte? Wie, wenn jeder menschliche Organismus an und für sich ebenso gut homosexuell wie heterosexuell wäre?

Ich. Ja, worin besteht dann aber das eine und das andere?

Er. Sie treffen den Kern der Sache. Was ist das eine, was das andere, was das Geschlecht überhaupt? Nun, diese Frage ist es eben, deren naturwissenschaftliche Beantwortung bevorsteht.

Ich. Ah! Und Sie meinen, daß die Erscheinung der sogenannten Homosexualität — denn so muß ich jetzt ja wohl sagen — eine rein biologische, nicht pathologische Erklärung finden wird?

Er. Sie sind auf der rechten Fährte. Die Homosexualität, freilich nur ein unkritischer Sammelbegriff, mehrdeutig und in sich widerspruchsvoll — aber wir wollen zunächst einmal so sagen und uns populär ausdrücken: wird nicht angeboren, sondern anerlebt, und kann daher auch aberlebt werden.

Geschlechtswandlungen.

Ich. So gebe es eine Therapie dafür?

Er. Das ist nicht richtig, denn eine Therapie giebt es nur für Krankheiten, die fragliche Erscheinung ist aber keine, wenn nicht besondere Umstände hinzutreten. Aber allerdings, der Kenner der Bedingungen, unter denen homosexuelle Erscheinungen eintreten, vermag, wenn er jene Bedingungen in der Gewalt hat, eine Persönlichkeit umzuwandeln in ihrem sexuellen Empfinden, mit großer Sicherheit.

Ich. Haben Sie eine solche Umwandlung einmal in der Wirklichkeit erprobt?

Er. Mehrmals. Die Resultate waren verblüffend für die ganze Umgebung.

Ich. Könnten Sie da nicht großen Segen stiften?

Er. Im Gegenteil, großen Schaden anrichten. Ich wiederhole, bei der sogenannten Homosexualität soll man nicht kurieren. Außerdem könnte man's in der Regel nicht, gerade dort, wo homosexuelle Handlungen am häufigsten sind.

Ich. Man sagt — und das kam ja auch im Prozeß Wilde unter der Decke etwas zum Vorschein — daß die englischen Colleges Brutstätten solcher Handlungen sind und auch gewisser Gefühle.

Sittlichkeitsverbrechen, ihre Verbreitung.

Er. Glauben Sie, daß die Sportpflege des jungen England, welche der Ausbildung und Anschauung der körperlichen Schönheit so förderlich, weniger thut, als die Gymnasien des alten Griechenlands?

Ich. Sie antworten mit einer Gegenfrage. Aber wie denken Sie über die deutschen Gymnasien?

Er. Es kommt darauf an, wie weit man in das klassische Altertum eindringt. Man muß sich vor Allgemeinheiten hüten. Wilde sagt meines Erachtens mit Recht, ein Buch hat noch nie einen Menschen schlecht gemacht. Es muß also etwas anderes sein.

Ich. Man spricht vielerlei von Kasernen, Pensionaten, Irrenhäusern, Gefängnissen.

Er. Ich habe gegen Ihre Zusammenstellung nichts einzuwenden.

Ich. Wie verhält sich nach Ihrer Ansicht die Zahl der den Behörden bekannt werdenden Delikte zur Zahl der unbekannten?

Er. Das ist nach der Lokalität sehr verschieden. Im günstigsten Falle durchschnittlich wie 1 : 100.

Ich. Wie? Das wäre ja ein furchtbares Verhältnis.

Er. Meine Angabe beruht auf Stichproben.

Ich. Danach wäre wohl auch Wilde nur für einen kleinen Teil seiner Handlungen bestraft worden?

Entdeckung der Delikte, Bedingungen derselben.

Er. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich spreche nicht von einer Person, etwa von Wilde, vorausgesetzt, daß derselbe überhaupt schuldig. Die Sache ist die, daß gewisse Personen und Kreise gar nicht, manche Personen sehr schnell den Maschen des Gesetzes, oder richtiger seiner Anwendung verfallen. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß, sofern die homosexuellen Verhältnisse sich innerhalb bestimmter, gleichartiger Kreise halten, oder zahlreiche von einander abhängige Personen umfassen, die einen abgeschlossenen Lebenskreis bilden, keine Entdeckung erfolgt; sofern aber einzelne freie Individuen mit Wahrung ihrer Unabhängigkeit zu Personen anderer Lebenskreise in Beziehung treten, findet meist eine Entdeckung statt. Die ersteren Fälle sind die weitaus häufigsten, sie bleiben im Dunkel des Familien-, des Schul-, des Berufs-, des Privatlebens; zu den letztern gehört der Fall Wilde.

Ich. Und wie kommt es, daß die erstere Klasse von Vergehen nicht geahndet wird, sie sind doch offenbar viel verderblicher?

Er. Einfach aus Gründen der Macht. In der erstern Klasse Fälle stehen gewöhnlich alle gegen einen, in der letztern Klasse einer gegen mehrere. Jener Eine wird von den allen Schuldigen überwunden; jene mehrere überwinden den einen Schuldigen.

Ich. Wie soll ich es verstehen, sie überwinden den Einen? Töten sie ihn?

Er. Das wird wohl selten passieren. Nein, es ist der Mangel an Beweismitteln, die vielen Zeugen gegen den Einen. Es sind ferner die Bande und Rücksichten, die diesen zu binden pflegen, selbst wenn er sich loslöst, ihn binden soweit, daß er nichts unternimmt oder doch vor dem äußersten zurückschreckt. Sagen wir, jemand zu opfern, den er selbst wirklich geliebt hat, und den er mit opfern müßte, wenn er das Gravierendste sagen wollte.

Ich. Und wie soll ich es verstehen, daß im andern Falle der Schuldige durch mehrere andere Personen fällt?

Er. Meist sind die letzteren Erpresser. So war es ja auch im Falle Wilde, so ist es überall, im Savoy-Hôtel zu Berlin so gut wie im Savoy-Hôtel zu London. Erpressertum.

Ich. Giebt es denn auch in Berlin erwerbsmäßige Erpresser dieser Art?

Er. Noch im vorigen Monat*) fand ja hier eine Verhandlung vor der 3. Strafkammer des Landgerichts I statt. Wood, Allen und Konsorten hießen dies Mal Nowak, Boll und Hauk, zwei davon waren Kellner. Der junge Kaufmann Nepros aus Warschau, der im Savoy abgestiegen war, wurde von dem entgegenkommenden Boll abends im Tiergarten zu homosexuellen Handlungen animiert, Nowak und Hauk entdeckten verabredetermaßen das Paar, der junge Russe wurde um einige Hundertrubelscheine erleichtert.

Ich. Sie glauben also, Wilde wäre nicht gefallen, wenn nicht Wood gewesen wäre?

Er. Wilde wäre vermutlich nicht gefallen, wenn er seine Neigung auf Standesgenossen beschränkt hätte. Sagte nicht so auch der Richter im Prozeß?

Ich. So ähnlich wohl. Natürlich meinte er dabei, daß die Neigung eine lautere hätte bleiben müssen.

Er. Wer kann behaupten, daß sie das auch nicht geblieben gegenüber den jungen Leuten aus dem Volke?

Ich. Das Gericht behauptet es doch. Freilich war's ja nur ein Indizienbeweis in der Hauptsache, die Zeugen waren Mitschuldige, Erpresser, von der Gegenpartei Ausgehaltene. Gerichtliche Beweisführungen und Indizien.

Er. Und niemand ist geneigter, einen in den Neigungen verwandten, aber geistig und sittlich Höherstehenden zu ver-

*) Das Interview fand im November 1895 statt in einem Hôtel nicht weit von Bahnhof Friedrichstraße.

derben, auch mit Lüge, als gerade jene Klasse Leute. Es besteht erfahrungsgemäß eine Art instinktiver Haß, der dann zum Häßlichsten entflammt wird, wenn es ihm nicht gelingt, den Höherstrebenden in die Abhängigkeit der eigenen sinnlichen Gemeinheit zu ziehen. Ich bin absolut nicht in der Lage, etwas über Wilde's Schuld oder Unschuld zu behaupten, was ich aber mit Bestimmtheit behaupten kann, ist, daß Leute vom Typus Wood mit derselben psychologischen Sicherheit die Schuld eines Wilde behaupten, wenn er unschuldig, wie wenn er schuldig ist.

Ich. Was halten Sie aber von der Stärke des Indizienbeweises?

Er. Ich könnte Ihnen einen preußischen Staatsanwalt nennen, der einen meines Erachtens viel stärkern Indizienbeweis nicht einmal zur energischen Anstellung erheblicher Ermittlungen für ausreichend erachtete. Was halten Sie für ein ausreichenderes Indiz, Wild's Briefsonett oder eine detaillierte handschriftliche Anleitung zu päderastischen Akten?

Ich. Natürlich das letztere.

Er. Wenn zwei zusammen dinieren oder wenn sie sich zu ungewöhnlicher Zeit im Schlafzimmer einschließen und Stoff zu mikroskopischen Befunden liefern?

Ich. Natürlich das letztere.

Er. Wenn ein wohlhabender Mann einem armen Burschen ein paar Pfund schenkt oder ein Herr sich zur Unterzeichnung von Schriftstücken zwingen läßt, die ein ganzes Einkommen bedeuten?

Ich. Natürlich das letztere. Aber was ist denn das für ein Fall, auf den Sie anspielen? Handelte es sich dabei um eine Anzeige aus § 175?

Er. Nein, um eine solche wegen schwerer Kuppelei, wobei die Art des Sittlichkeitsdelikts irrelevant war.

Ich. Sie erachten also den Indizienbeweis im Fall Wilde für nicht stichhaltig?

Er. Soweit ich ihn kenne, nein.

Ich. Halten Sie Wilde für unschuldig? War Wilde schuldig?

Er. Manches spricht gegen diese Annahme, namentlich Taylor. Aber was heißt schließlich unschuldig in diesem Falle? Liegt denn die Moral eines Menschen auf seiner Haut? Physiologische Akte sind ja an und für sich ganz neutral, es kommt ja doch auf die begleitenden Umstände, auf das Gesamtverhältnis der Personen an.

Ich. Ja, ich meine aber, Wilde behauptet ganz fest, es handle sich bei ihm um eine durchaus ideale Zuneigung. Denken Sie an die zweifellos schöne Stelle, wo er von jener Liebe spricht, die die großen Werke der Kunst schaffe, die eines Shakespeare, eines Michel Angelo. Er scheint da, wie auch der Beifall der Zuhörer verrät, aus sich herausgegangen zu sein, etwas von seinem Innersten enthüllt zu haben.

Er. Allerdings, Wilde hat zweifellos auch die ideale Liebe empfunden, welche Plato und Platen, Sadi und Hafiz begeisterte. Die ideale Liebe. Und daß er dies zu bekennen wagt, unter dem unwillkürlichen Beifall eines Publikums, das zum größten Teil gewiß ohne Voreingenommenheit für ihn war, das zeigt mir unter anderm mit, daß Wilde nicht isoliert steht, daß ein geistiger Konnex zwischen ihm und seiner Eigenart und seinen Zeitgenossen und deren Eigenart stattfindet. Das große Interesse, welches er und sein Geschick selbst denen einflößen, die ihn verdammen, weist darauf hin, daß er Berührungspunkte in der Brust anderer haben muß, die Ausgangspunkte weiterführender Gedanken und Entwicklungsgänge werden können. Es ist noch eine zweite Stelle in seinen Reden, die eng damit zusammenhängt. Es ist die, wo er sagt, daß er seinen Umgang wähle frei wie er wolle, wo immer er Jugend und fröhliche Ursprünglichkeit finde, unbekümmert um alle gesellschaftlichen Vorurteile. Dieser Drang, die Fesseln des sozialen Zwanges zu brechen, wenngleich er ja hier zu Ver-

teidigungszwecken vielleicht etwas künstlich affichiert sein mag, ist ebenfalls etwas eminent Zeitfühlendes, ich möchte sagen Zukunftatmendes. Denn wohin wir blicken, in Europa von Rußland bis zur Atlantis, und jenseits derselben im Vaterlande Emerson's, überall rauscht es in den geistigen Spitzen der Kulturnationen nach einer fesselnzerreißenden, schrankenbrechenden Offenbarung neuer, freier geselliger Formen, mit herrlicher Ungebundenheit und doch strenger Reinheit der Ideale. So seltsam es scheinen mag, ich muß doch sagen, über dem scheinbaren Schmutz jenes Prozesses leuchtet es wie die Morgenröte einer übermenschlichen, lichtvollen Reinheit. Doch weniger poetisch zu sprechen und Ihnen vielleicht verständlicher: es ist Ibsen'scher, Tolstoi'scher, Nietzsche'scher Geist, der da hereinweht auf das vielverleumdete Tempelgebiet der Venus Urania.

Seltsame Andeutungen.

Ich. Ich ahne, was Sie sagen wollen. Sie bringen die modernen Sittlichkeitsdogmen mit der Homosexualität in Verbindung, jene Dogmen, welche Männerkeuschheit verlangen?

Er. Sie sagen es. Fassen Sie diese beiden Begriffe zusammen, Homosexualität und Männerkeuschheit — so unklar sie noch sind: und eine fruchtbare Erkenntnisreihe wird sich Ihrem Denken eröffnen. Ich will mich nicht deutlicher ausdrücken, denn es giebt Wahrheiten, welche nur durch Selbstfinden begriffen und gewürdigt werden können. Die Zeit muß sie finden.

Ich. Aber einige Namen darf ich Ihnen doch noch vorlegen, um Ihre Meinung über dieselben zu hören?

Er. Meine Zeit drängt und in einigen Jahren werden Sie in wissenschaftlichem Gewande lesen, was ich Ihnen in dieser Unterredung nur in vielleicht ganz mißzuverstehenden Brocken bieten kann. Doch fragen Sie immerhin!

Ich. Ich hörte vor kurzem Johannes Guttzeit. Auch er sprach von den freien Formen, welche der gesellschaftliche Verkehr annehmen müsse. Die Empfindungsheuchelei, die

jedes Sichfreifühlen verhindern, Angst, Schmeichelei, Scheinunterwürfigkeit und andere Uebel zeitige, könne nur durch eine . . . .

Er. Schweigen wir von den Mitteln. Johannes Guttzeit ist vielleicht der Johannes der Täufer einer guten, einer bessern Zeit.

Ich. Kennen Sie Heinrich Scham's Schwärmereien, die noch viel Unmöglicheres verlangen als Tolstoi?

Er. Eine edlere Scham als die heuchlerische Zudeckerei unserer heutigen Falschmoral hat jedenfalls in ihm einen wenn auch noch schwärmerischen Verkündiger gefunden, und was möglich ist, darüber brauchen wir erst zu reden, wenn wir wissen werden, was sein soll. Dies sind, gleich den Ibsen, den Tolstoi, gleich manchen jungen Geistern, nur erst die ahnenden Stimmantöner am harrenden Saitenspiel der Zukunft.

— — — — — — — — — — — —

Hier verabschiedete ich mich von meinem Gewährsmann, von einer Fülle widerstreitender Gedanken bestürmt, aus der mir nur immer das eine deutlich ins Bewußtsein trat: wir leben in einer wunderbaren Zeit, wo es wahrlich schwer ist die Märtyrer unter den Schächern zu erkennen.



Wissenschaftlich - humanitäres Komitee
in Berlin und Leipzig.

AUFRUF.

Sehr geehrter Herr!

Im Jahre 1897 bildete sich das „Wissenschaftlich-humanitäre Komitee", welches es sich zur Aufgabe setzte, auf Grund der Selbsterfahrung von Tausenden und sicher gestellter Forschungsergebnisse Klarheit darüber zu schaffen, dass es sich bei der Liebe zu Personen gleichen Geschlechts, der Homosexualität, um eine **Naturerscheinung** handelt, und dafür zu arbeiten, dass der § 175 R.-Str.G.-B., dessen blosser Bestand für jeden konträrsexuell Empfindenden, auch wenn er sich tadellos führt, eine fortgesetzte Beschimpfung und Beschuldigung bildet, abgeschafft wird. Dieses Gesetz hat zwar noch keinen Konträrsexualen von seinem Triebe befreit, wohl aber sehr viele brave und nützliche Menschen, die von der Natur mehr als genug benachteiligt sind, ungerecht in Schande, Verzweiflung, ja Irrsinn und Tod gejagt, selbst wenn nur ein Tag Gefängnis — in Deutschland das niedrigste Strafmass für diese Handlung — festgesetzt oder selbst wenn nur eine Voruntersuchung eingeleitet wurde.

Das unterzeichnete Komitee hat zur Erreichung seines Zweckes eine umfassende Thätigkeit entfaltet. Es hat eine Petition an die gesetzgebenden Körperschaften in Umlauf gesetzt, welche die Beseitigung jener verhängnisvollen Strafbestimmungen, die ein in seiner Art einzig dastehendes Erpressertum züchteten, bezweckte. Diese von nahezu 1000 unserer ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler unterzeichnete Eingabe hat sowohl in pleno als auch in den Kommissionen des Reichstags wiederholt zu lebhaften Erörterungen

Anlass gegeben. Nachdem man im ersten Jahre Uebergang zur Tagesordnung beschlossen, hat man nach einer weiteren lebhaften Aufklärung bei der vorjährigen Beratung entschieden, die Petition in Gemeinschaft mit einer auf den bisherigen Vorurteilen beruhenden Gegeneingabe, welche übrigens nur sehr wenige bedeutende Namen aufwies, der Regierung als Material zu überweisen. Das Komitee hat sich mit einer Anzahl von Abgeordneten persönlich und schriftlich in Beziehungen gesetzt, es hat die Eingabe zum Teil nebst Schriftenmaterial an sämtliche deutsche Bundesfürsten, Justizministerien, Anwalskammern, Staatsanwälte, Medizinalräte, wie an tausende von Professoren, Richtern, Aerzten und Geistlichen gesandt.

Es hat die öffentliche Meinung weiter aufzuklären gesucht, indem es fast allen grösseren Zeitungen Material über das Wesen der gleichgeschlechtlichen Liebe zugehen liess, und wenn auch nur wenige darauf direkt eingingen, so bewirkte es doch, dass man bei aus § 175 vorkommenden Verhaftungen und Verhandlungen eine bedeutend mildere Sprache führte, wie früher.

Das Komitee hat ferner ein **„Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen“** herausgegeben, welches sich die allseitige Erforschung der Homosexualität zur Aufgabe setzte, und hat für dieses Werk die Mitarbeiterschaft namhafter Autoren und das Interesse ausgedehnter Kreise gewonnen.

In jedem Falle, wo wir von gerichtlichen Verwicklungen Homosexueller erfuhren, haben wir sämtlichen beteiligten Richtern, Staatsanwälten, Verteidigern und Sachverständigen aufklärendes Material übersandt, wir haben mehrfach Urninge, die sich an uns wandten, aus den Händen ihrer Erpresser befreit, indem wir letztere den Gerichten übergaben, ohne dass den unglücklichen Opfern Unannehmlichkeiten erwuchsen, wir haben auch wiederholt auf Wunsch von Urningen, deren Angehörige aufgeklärt.

Unser Hauptziel muss es bleiben, dass der verhängnisvolle § 175 nicht wieder in das Strafgesetzbuch aufgenommen wird, dessen Revision für die nächsten Jahre in sicherer Aussicht steht. Um das zu erreichen, **bedarf es noch eines rastlosen Kampfes** gegenüber ererbten Vorurteilen und mangelnder Sachkenntnis. **Wie jeder Kampf, erfordert auch dieser Mittel.** Die bisherigen, von einigen wenigen hochherzigen Männern gespendeten, sind erschöpft. Eine weitere erspriessliche Thätigkeit in dem geschildertem Sinne kann nur entfaltet werden, wenn Geldmittel in grösserem Umfange als bisher zur Verfügung gestellt werden.

Mit diesem Aufruf treten wir an jeden, der will, dass ein nicht mehr erträgliches Unrecht aufhört, mit der dringenden Bitte heran, durch feste Jahresbeiträge einem Fonds zur Befreiung der Homosexuellen zu schaffen, mit dem wir rechnen und arbeiten können. Einige Herren haben damit begonnen, ein Herr aus Köln, der pro Jahr 300 Mk., einige andere, die Beträge zwischen 20 und 100 Mk. zeichneten. Jeder Zeichner wird das Jahrbuch gratis erhalten, in welchem dem Geber unter diskreter Bezeichnung Quittung geleistet sowie über die Verwendung der Gelder Nachweis geführt werden wird. **Unterstützen Sie, helfen Sie bei dieser Kulturthat,** wie sie einer unserer ersten Schriftsteller nannte, damit diese Verfolgungen und Verkennungen, diese Untersuchungen und „Selbstmorde aus unbekannten Gründen" aufhören, welche die Nachwelt einst in das traurigste Kapitel der Menschheitsgeschichte einreihen wird. Die Beiträge nehmen die Unterzeichneten entgegen.

Mit grösster Hochachtung

Das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee.

Dr. med. M. Hirschfeld,
Arzt in Charlottenburg, Berlinerstr. 104.

Max Spohr,
Verlagsbuchhändler, Leipzig, Sidonienstr. 19b.

Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität. Ein Prozess und ein Interview von Os. Sero. Mk. 1.50

Der Roman eines Konträrsexuellen. Mit einer Einleitung: **Der Uranismus** von Marc-André-Raffalowitsch. Autorisierte Ausgabe von Wilhelm Thal. Mk. 1.80

Vindex. Sozialjuristische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe von Karl Heinrich Ulrichs. (Numa Numantius). Mk. 1.—

Inclusa. Anthropologische Studien über mannmännliche Geschlechtsliebe. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.50

Vindicta. Kampf für Freiheit von Verfolgung. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.—

Formatrix. Anthropologische Studien über urnische Liebe. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.50

Ara spei. Moralphilosophische und sozialphilosophische Studien über urnische Liebe. Von K. H. Ulrichs. Mk. 2.—

Gladius furens. Das Naturrätsel der Urningsliebe und der Irrtum als Gesetzgeber. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.—

Memnon. Die Geschlechtsnatur des mannliebenden Urnings. Körperlich-seelischer Hermaphroditismus. Von K. H. Ulrichs. Mk. 4.—

Incubus. Urningsliebe und Blutgier. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1,50

Argonauticus. Zastrow und die Urninge des pietistischen, ultramontanen und freidenkenden Lagers. Von K. H. Ulrichs. Mk. 2.—

Prometheus. Beiträge zur Erforschung des Naturrätsels des Uranismus und zur Erörterung der sittlichen und gesellschaftlichen Interessen des Urningstums. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.50

Araxes. Ruf nach Befreiung der Urningsnatur vom Strafgesetz. Von K. H. Ulrichs. Mk. 1.—

Kritische Pfeile. Denkschrift über die Bestrafung der Urningsliebe. Von K. H. Ulrichs. Mk. 2.—

Das Recht des dritten Geschlechts von Wilpert. Mk. 1.—

Petition an die gesetzgebenden Körperschaften des deutschen Reichs mit nahezu tausend Unterschriften bekannter Persönlichkeiten. Mk. —.25

Päderastie und Tribadie bei den Thieren. Von Prof. Dr. Karsch. Mk. —.80

Ferner empfohlen:

Strafgesetz und widernatürliche Unzucht von Erkelenz. Mk. 1.—

Die Entwicklung der Homosexualität von Raffalovich. Mk. 1.20

Die konträre Sexualempfindung von Alb. Moll. 3. Auflage. Mk. 10.—

Libido sexualis von Alb. Moll. 2 Bände. Mk. 18.—

Naturrecht oder Verbrechen? Von Guttzeit. Mk. 1.20

Psychopathia sexualis von Krafft-Ebing. 10. Auflage. Mk. 9.—

Der Konträrsexuale vor dem Strafrichter. Von Krafft-Ebing. Mk. 3.—

Lieblingsminne und Freundesliebe von Elisar von Kupffer. Mk. 5.—

Pierre's Ehe von R. v. Seydlitz. Mk. 1.—

Die verkehrte Geschlechtsempfindung und das dritte Geschlecht von Reinh. Gerling. Mk. 1.—



Emil Freter, Leipzig.



